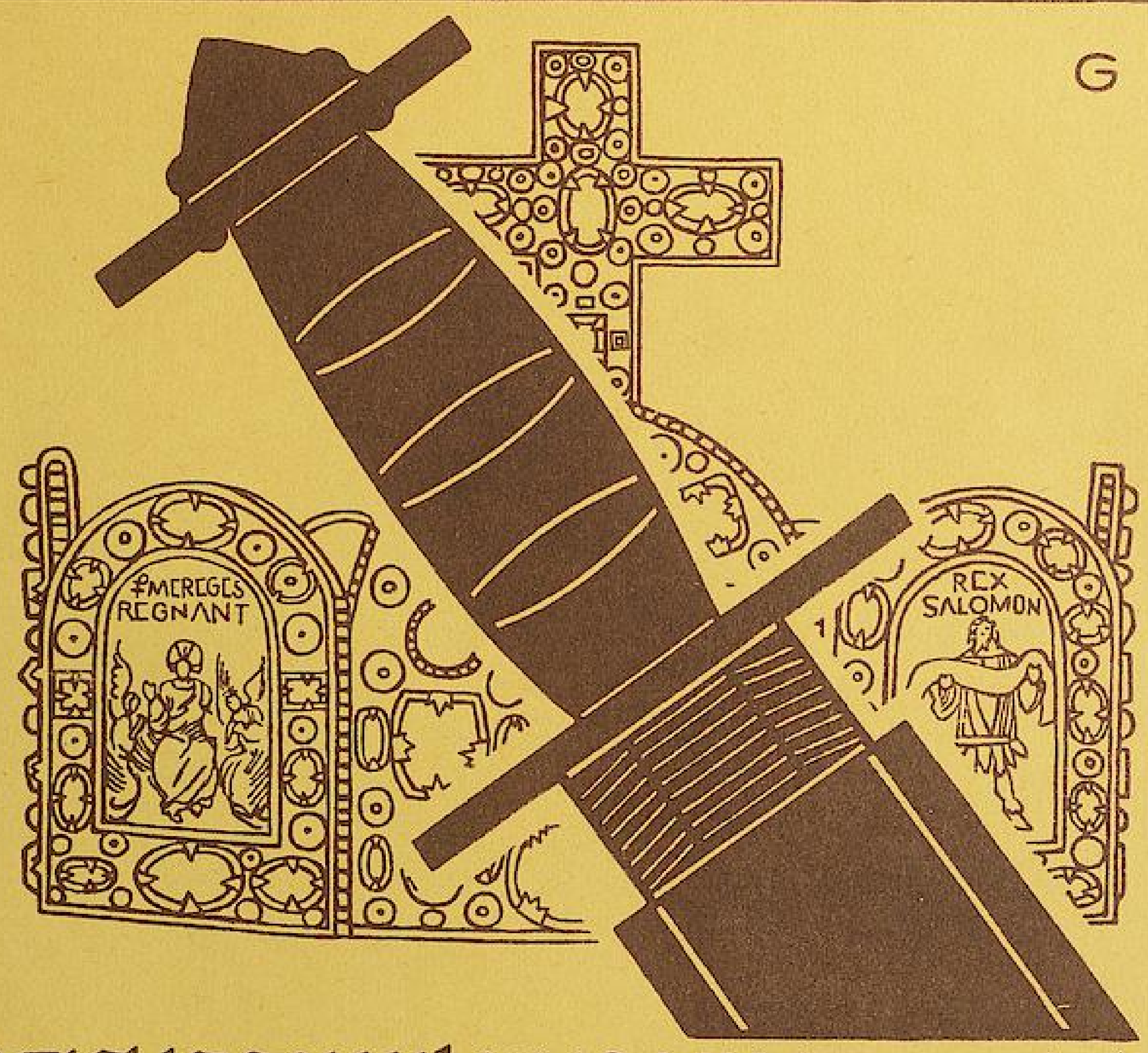


BERLIN, OKTOBER 1935 • II. JAHRGANG 10. FOLGE

PREIS 10 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT



Völkischer Beobachter

einst und alle Zeit der Kampfgefährte des Nationalsozialisten

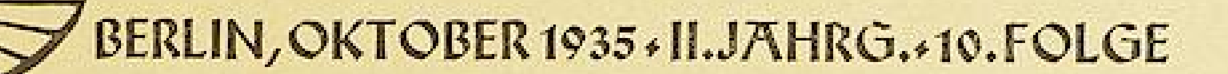


Der Angriff

Tageszeitung der Deutschen Arbeitsfront

Frisch und lebendig tritt er dir nach der Arbeit entgegen, läßt dich teilhaben am Geschehen der Zeit

BERLIN, OKTOBER 1935 · II. JAHRG. · 10. FOLGE



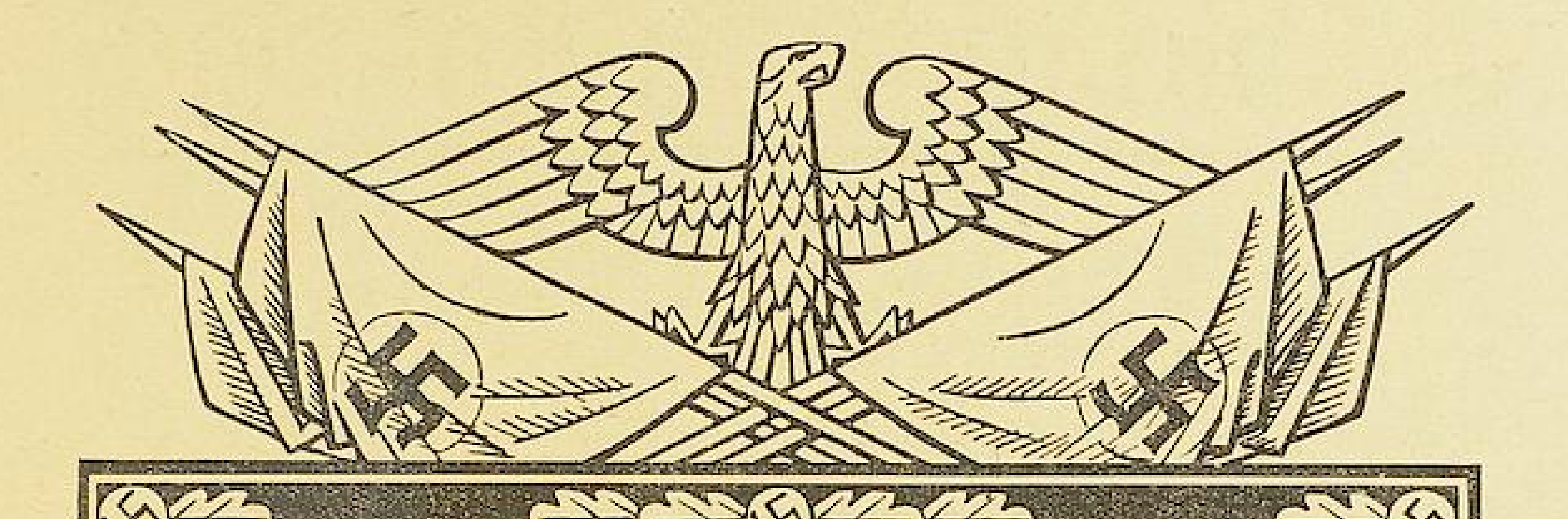
DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Aus dem Inhalt:

Geschichtliche Gedenktage

1. 10. 1890	Staatsminister Pg. Adolf Wagner geboren.
2. 10. 1847	Reichspräsident Generalfeldmarschall v. Hindenburg geboren.
4. 10. 1830	Generalfeldmarschall Graf Yorck v. Wartenburg gestorben.
5. 10. 1813	Eleonore Prochaska (Jäger Renz) gefallen.
6. 10. 1891	Pg. Hans Schemm geboren.
1935	Erntedankfest.
7. 10. 1900	Der Reichsführer SS Heinrich Himmler geboren.
1917	(7. 10. – 9. 10.) Deutscher Sieg bei Kronstadt (Siebenbürgen).
9. 10. 1841	Der Architekt Friedrich Schinkel gestorben.
1907	Horst Wessel in Bielefeld geboren.
1914	Eroberung von Antwerpen.
10. 10. 1920	Volksabstimmung in Kärnten.
13. 10. 1883	Reichsstatthalter Wilhelm Loeper geboren.
1895	Reichsstatthalter Robert Wagner geboren.
14. 10. 1806	Niederlage bei Jena und Auerstedt.
1922	Adolf Hitlers Zug nach Coburg.
1933	Deutschland tritt aus dem Völkerbund aus.
1810	Eröffnung der Universität Berlin.
1844	Der Philosoph Friedrich Nietzsche geboren.
1852	Turnvater Friedrich Ludwig Jahn gestorben.
1924	Das Zeppelinluftschiff Z.R.III hat nach 70½ stündiger Fahrt zum ersten Male den Atlantischen Ozean überquert. Landung in Lakehurst (USA).
1925	Unterzeichnung der Locarno-Verträge.
16. 10. 1868	Reichsstatthalter Frz. Ritter v. Epp geboren.
1917	Der Dichter Walter Flex auf Ösel gefallen.
17. 10. 1874	Ministerpräsident Pg. Siebert geboren.
18. 10. 1777	Der Dichter Heinrich v. Kleist geboren.
18. 10. 1813	(14.–18. 10.) Völkerschlacht bei Leipzig.
20. 10. 1921	Zerstückelung Oberschlesiens durch den Obersten Rat der Alliierten.
24. 10. 1648	Friede zu Münster und Osnabrück; Ende des Dreißigjährigen Krieges.
1883	Reichsleiter Walter Buch geboren.
24. 10. 1917	(24.–27. 10.) Deutscher Durchbruch der italienischen Front am Isonzo.
25. 10. 1887	Der Reichssportführer von Tschammer und Osten geboren.
26. 10. 1757	Der Staatsmann Friedrich Frhr. vom Stein geboren.
1800	Generalfeldmarschall Graf Hellmuth v. Moltke geboren.
27. 10. 1760	General August Graf Neidhardt v. Gneisenau geboren.
1870	Marschall Bazaine kapituliert in Metz.
1894	Reichsstatthalter Pg. Fritz Sauckel geboren.
28. 10. 1852	Der völkische Vorkämpfer Theodor Fritsch geboren.
1916	Der Fliegerhauptmann Oswald Boelcke gefallen.
29. 10. 1897	Reichsminister Dr. Joseph Goebbels geboren.
1918	Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie.
31. 10. 1517	Martin Luther schlägt seine 95 Thesen gegen den Ablaßhandel an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg.
1731	Vertreibung der evangelischen Salzburger.



GEBOREN ALS DEUTSCHER, GELEBT ALS KÄMPFER, GEFALLEN ALS HELD, AUFERSTANDEN ALS VOLK.

OKTOBER

ERICH GARTHE, Essen, 6. 10. 1931 / GREGOR SCHMID, Stuttgart, 10. 10. 1932 / KURT NOWACK, Berlin, 11. 10. 1931 / KARL TAUBE, Rosenberg/Schles. 12. 10. 1930 / ALFRED KINDLER, Leipzig, 16. 10. 1932 JOSEF STALLER, Wien, 16.10.1932/HEINRICH BÖWE, Bln.-Neukölln, 18. 10. 1931 / KARL RUMMER, Schwarzenbach i. W., 20. 10. 1929 / KARL HEINZELMANN, Leutkirch, 20. 10. 1932 / HEINRICH BAUSCHEN, Duisburg, 21. 10. 1929 / AUGUST PFAFF, Kastrop-Rauxel, 22. 10. 1932 HELMUT BARM, Langendreer, 23. 10. 1932 / RICHARD HARWICK, Berlin, 27. 10. 1932 / MAX GOHLA, Paulsdorf/Schles., 29. 10. 1931

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU NUN LEBEN. VERGISS ES NIE — SOLDAT DER REVOLUTION.

Bückeberg



Wieder wehen die Banner des Reichs vom altheiligen Bückeberg. Sie leuchten weit hinaus ins Niedersachsenland und grüßen von ferne schon die Hunderttausende, die da aus allen Teilen des Reichs zusammenströmen, wallfahrten zur vieltausendjährigen Weihestätte. Ostpreußen und Saarländer, Tiroler und Dithmarscher, sie alle schreiten Seite an Seite zum Bückeberg, und all die Millionen, die nicht mit ihnen sein können, sie finden sich doch zusammen und lauschen der Worte, die unser Führer am Tag des deutschen Bauern spricht.

Seine Bedeutung ist nur zu erfassen, wenn man sich wieder einmal vergegenwärtigt, welches Schicksal über unserem Bauerntum noch vor wenigen Jahren lastete.

Man kannte kein Bauerntum! Die Verantwortlichen des Staates erinnerten sich ab und zu des Wirtschaftszweiges „Landwirtschaft" und opferten seine Belange bewußt und unbedenklich den Zielen eines überstaatlichen volksfremden Kapitalismus. In wenigen Jahren war Bauernland von der Größe des Thüringer Landes unter den Hammer gekommen, dem Juden zum Opfer gefallen, und die Flut der Schulden, der Steuern und Auflagen schlug über einem stolzen Hof nach dem andern zusammen. Jeder Bauer konnte schon den Tag berechnen, da ihn ein unmenschliches Schicksal vom Hof ver-

stieß und — jeder Bauer verließ dennoch seine Scholle nicht früher, als bis er gewaltsam dazu gezwungen wurde.

Man kannte keine Blutsaufgabe des Bauerntums. Wohl hätte man wissen müssen, daß das Bauerntum trotz aller Not und aller Bedrängnis der einzige Stand des Volkes war und ist, der einen Geburtenüberschuß verzeichnet, der also allein den völkischen Fortbestand sichern kann — aber man wollte all dies nicht sehen, weil man keinen Glauben an eine Zukunft Deutschlands und kein Interesse an ihr hatte.

Man kannte keine kulturelle Sendung des Bauerntums. Bauernkultur, Bauernkunst und Bauernschaffen waren die Ziele des asphaltgezüchteten Spottes geworden; Bauernglaube und Bauernehre wurden unter dem zynischen Grinsen des Judentums in den Staub getreten. Der „dumme Bauer" wurde als Popanz auf die Bühne gestellt, und die „Unschuld vom Lande" zur ewigen Karikatur der jüdischen Witzblätter.

Und heute? Mit dem Sieg des Nationalsozialismus wurde die tausendjährige Knechtschaft des Bauerntums und damit des ganzen Volkes gebrochen. Über aller Politik unseres Staates steht heute das Führerwort als Leitstern und Erkenntnis: Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird untergehen . . .

Alle Bauernpolitik aber muß ausgehen von der Voraussetzung, daß das Bauerntum der Lebensquell, der ewige Blutsquell unseres Volkes ist. Nicht Wirtschaftsformen und Wirtschaftsmaßnahmen für sich vermögen Bauern und Volk zu retten, sondern allein das Blut; die Menschen werden es dann schon schaffen.

Freiheit, blutbedingte Ehre und pflichtgebundenes Recht erhielt der Bauer nach tausendjährigem blutigen Kampfe im Reichserbhofgesetz wieder. Sein Dank heißt heute: Dienst am Volk.

Des Bauern Gut, die Grundlage seines Lebens, ist dem gierigen Zugriff der internationalen Mächte entzogen. Der Wert seiner Arbeit wird nicht mehr an der Börse bestimmt, und sein Erfolg wird nicht mehr durch die gerissenen Schachzüge gewissenloser Makler zunichte gemacht, sondern seine Arbeit dient allein dem deutschen Volke, und dieses Volk gewährleistet ihm auch die Anerkennung und rechte Bewertung seines Tuns. Dies ist Sinn und Aufgabe aller Maßnahmen des nationalsozialistischen Reichsnährstandes. Man mußte dem Bauern seine eigene Lebensgrundlage sichern, wenn er die des ganzen Volkes gewährleisten soll. Aber die Maßnahmen der Marktordnung und der Preisgestaltung sind nicht bäuerlichem, ständischem Eigennutz entsprossen, sondern sie nutzen in erster Linie dem Verbraucher, also dem Volke, das nicht mehr der Willkür einer eigennützigen Händler- und Börsenkaste ausgeliefert ist. Ja, der Bauer ist auch bereit, Opfer zu bringen, wenn es das Wohl des ganzen Volkes verlangt.

Das deutsche Bauerntum steht heute im gewaltigen Kampfe der Erzeugungsschlacht. Kein geringeres Ziel hat sich diese gesetzt, als die Ernährungsfreiheit unseres Volkes zu erreichen und mit der Entlastung des Volksvermögens durch eine Beschränkung der Nahrungsmitteleinfuhr den Ausbau unserer Wehrfreiheit und den Wiederaufbau der deutschen Industrie zu erleichtern. Das deutsche Bauerntum wird seine Aufgabe der Erzeugungsschlacht lösen, mit derselben beharrlichen Stärke, die ihm seine Art, seinen Glauben und seinen Fleiß trotz der Widerstände von Jahrtausenden erhalten hat.

Bauernart und Bauernglaube, die im Bauerntum am reinsten erhaltene artgerechte Weltanschauung, werden einem nationalsozialistischen Deutschland die Zukunft sichern. Der Staat Adolf Hitlers kämpft heute für eine Neubildung deutschen

Bauerntums, die lediglich die Aufgabe für Volk und Zukunft als Grundsatz kennt. Der Staat treibt heute eine Rassenpolitik, die germanischem, bäuerlichem Rechts- und Rasseempfinden entsprungen ist. Ein blutbewußtes und rassestolzes Volk aber wird die letzten Ketten artfremder Herkunft auf dem Gebiete der Wirtschaft ebenso zerreißen, wie auf dem des Glaubens und der Kultur.

Das Wesen aller bäuerlich bestimmten Kultur ist umrissen durch ihren Ewigkeitswert, der über die Äußerlichkeiten der Zeitströmungen erhaben und Ausdruck unseres ewigen Blutes ist. Die schlichte, bis vor kurzem gern übersehene Kunst des Bauerntums weist trotz ihrer immer neuen Geburt und Gestaltung doch jene Züge heute noch auf, die unsere Rasse kennzeichnen, seitdem sie ihre ersten Werke schuf. Die Sinnbildkunst am deutschen Bauernhaus, an Schmuck und Gerät, ist vielleicht bestes Zeugnis dafür. Und es ist ja das erfreuliche Kennzeichen unserer neuen völkischen Kulturerhebung, daß sie den Mythos des ewigen deutschen Blutes verkörpert, und internationale, jüdische Moden der Oberfläche und der krankhaften Zivilisation organisch überwindet.

Am überzeugendsten äußert sich die Heimfindung des Volkes zu seinem, im Grunde bäuerlichen, Ich aber in der Gestaltung seiner Feiern, die Ausdruck seines Glaubens, seiner Weltanschauung sind. Alle die Bräuche, in deren Sinnbildsprache das ganze Volk heute spricht und die alle das ganze Volk versteht, sind im bäuerlichen Erbe erhalten geblieben. Ob es der Maibaum ist, den wir als Sinnbild des Lebensglaubens und der Lebenskraft errichten, oder ob es das Feuer ist, das zur Sonnenwende auf allen deutschen Höhen gen Himmel loht, oder ob es der Erntekranz ist, den heute in Tausenden deutscher Gemeinden die Bauernschaft dem Schulzen zum Zeichen ihres tätigen Willens zur Volksgemeinschaft überreicht — alle diese Sinnbilder, die wieder Herzenssprache unseres Volkes wurden, hat das Bauerntum aus germanischer Hoch-Zeit herübergerettet.

Und so wird der Sinn des großen nationalen Feiertages offenbar: *Der Tag des deutschen Bauern ist ein Tag des deutschen Volkes.* Wie vor Jahrtausenden schon unsere Ahnen, so findet sich heute das ganze Volk zum heiligen Thing zusammen — nicht zufällig an jenem Sonntag nach dem Micheltag, an dem einst das größte ungebotene Thing unserer bäuerlichen Vorfahren abgehalten wurde.

Der Führer grüßt am Bückeberg das deutsche Bauerntum und spricht *zum ganzen deutschen Volk.* Bauern überreichen dem Führer dort den Kranz der deutschen Ernte und legen damit ihre Arbeit in seine Hände, die das Geschick des Volkes meistern.

Ein einiges ewiges Bauerntum in einem einigen ewigen Volke bekennt sich damit zu Volk und Führer. Standesschranken und Klassenhaß sind vor der Idee des Nationalsozialismus zusammengebrochen. Die Stände haben ihre Ehre und die Anerkennung ihres Wertes wieder erhalten, der Bauer reicht dem Arbeiter, dem Gelehrten und dem Soldaten die Hand in gegenseitiger Achtung und zu gegenseitigem Nutz und Frommen.

Was noch vor wenigen Jahren ein Ding der Unmöglichkeit schien, dies große Wunder ist geschehen. Ein ganzes geeintes Volk von hundert Millionen feiert einmal im Jahre, unter der Weihe des Führers, sein Bekenntnis zum Bauerntum, zu seinem völkischen Lebensquell, seinem Ernährer und dem Urgrund seiner arteigenen Kultur, und über der Feier leuchtet wie ein heiliges Feuerzeichen: Bückeberg.

Dr. Hans Strobel.

Hans zur Megede:

Freiheit einst und jetzt

Eine Woche ist verklungen. Was sie, was der Parteitag der Freiheit uns brachte, ist mehr als der Raum zu sagen erlaubt. Vor uns, Nationalsozialisten, vor seinem Volk, vor den Vertretern des Auslandes, ja vor den Augen der Welt stand in schier erstaunlicher Größe der Führer.

Ein Mann! Dieses Wort kam spontan von den Lippen eines begeisterten Ausländers. Erinnern wir uns, daß es schon früher, vor Jahren, als die schlichteste, aber auch in höchster Verehrung gipfelnde Kennzeichnung Adolf Hitlers geschrieben worden ist. Erinnern wir uns gleichzeitig der Gelegenheit zu diesem Wort.

Als der Februar des Jahres 1924 in verdrießlichem Grau zur Neige ging, als Sturmböen mit Regen und Schnee die Felder peitschten und sich im Stöhnen der klagenden Natur kein Frühlingsahnen zeigte, da schien es, als wollte auch die politische Winternacht kein Ende über Deutschland nehmen. Nur wer den hoffnungsstarken Glauben in sich trug, daß auch in unserem Volke die Kraft des Lichtes dereinst siegen werde über den lähmenden Eiseshauch dunkler Mächte, nur der vermochte die ferne Wende im politischen Geschehen vorauszufühlen. Das waren, gemessen an der Gesamtheit des Volkes, nicht viele — indes: sie zählten nach Hunderttausenden.

Denn einer war Bannerträger dieses Glaubens, einer nährte ihn auch jetzt, da im Salvenfeuer an der Feldherrnhalle das einigende Band der nationalsozialistischen Organisation zerfetzt war; einer nährte ihn, dessen Opfer das Schicksal vielfach verwehrt, um ihn nach Jahren der Nation zu schenken, dem deutschen Volk als seinen Führer. Hinter den Mauern der Münchener Infanterieschule schlug er in jenen Februartagen vor einem Gericht des Verfalls den Gruftbereitern deutschen Volkstums Anklage auf Anklage entgegen, hart, entschlossen, kühn, mit sicherer Überlegenheit. Da jubelten ihm die Besten zu in unserem Vaterlande. Und in der „Großdeutschen Zeitung" erschien, geschrieben mit glühendem Stift, ein erschütterndes Bekenntnis zu Adolf Hitler. „Wie er," so hieß es darin, „am 9. November unbewaffnet an der Spitze vor seinen Truppen ging, so stand er auch vor Gericht — vor seiner Tat, als ein Ganzer, ein Mann! . . . Adolf Hitlers Sendung ist nicht zu Ende, sondern sie beginnt erst! . . . Wenn „deutsches" Wesen nicht der Traum einer versunkenen Vergangenheit ist, sondern überhaupt noch als seelische Kraft im Volke schlummert, dann wird dieses Volk seinen Erwecker einstmals doch als seinen Führer emportragen auf den Platz, wohin er gehört. . . Liebe und Verehrung werden den Mann in unabwandelbarer Treue begleiten, dessen Herz nur eines kennt: Das deutsche Vaterland, das deutsche Volk, die deutsche Freiheit!" Prophetische Worte! Ihr Künder war Alfred Rosenberg.

Inmitten einer Zeit, da das liberalistische System sich für gefestigt hielt und die nationale Not als gespenstischer Schrecken über Deutschland thronte, kam diese Verheißung. Von dem düsteren Hintergrunde einer bis zum Wahnsinn verzerrten Volkstragödie hob sie sich ab in strahlender Reinheit als Glaube an die Stärke deutschen Blutes, an die Mission des einen Mannes, dessen Charakterhaltung schönste und beste Äußerung deutschen Wesens geblieben ist.

Und dieser Glaube, Antrieb jedes guten Nationalsozialisten, hat schließlich Berge des Verrats, Gebirge der Niedertracht versetzt. Durch ihn, durch die fortgesetzte Riesenanstrengung unserer Bewegung, konnte ein Mann dem Drängen der Wertvollsten im Lande bahnbrechen, um uns, über dem Zenit der Macht hinweg, zum höchsten zu führen, was es für eine Nation gibt: zur Freiheit.



Ihre Verkündung am 16. März 1935 war kein landläufiger Sieg — etwa die bloße Wieder-

anknüpfung an ruhmreich Vergangenes —, sondern sie war weit darüber hinaus die triumphale Krönung einer kämpferischen Absage an eine tausendjährige Entwicklung. Wir kennen den Strom dieser Entwicklung, der, dem Orient entquollen, einst von Süden kam, jener Strom, der im Zeitalter der Aufklärung das Flußbett teilte und nun vom Westen her gegen die Tore des nordischbedingten Abendlandes brandete, um schließlich als Liberalismus auch Deutschland zu überfluten. Unter der Vorherrschaft einer kahlen, seelenlosen Vernünftelei, proklamierte man die „Menschenrechte", sah die Welt allein vom Individuum aus, vermeinte in ihm die letzte gültige Erscheinung des Seins zu erkennen und betrachtete als Sinn des Lebens den Genuß.

Deshalb forderte der Liberalismus für den einzelnen jene Freiheit, die seine natürlichen Bindungen lockerte und ihn aus der Gemeinschaft, dem Nährboden seiner Kraft, herauszubrechen drohte. Dem nordischbedingten deutschen Volke erwuchs daraus eine besonders schwere Gefahr, weil das liberale Freiheitsstreben geeignet war, völlig wesens- und artfremden Elementen Eingang in die Gemeinschaft zu verschaffen und sie an der Wurzel zu zersetzen, am Blut. Die westlichen Völker dagegen vermochten sich mit dem Liberalismus insofern besser abzufinden — ja, er war ihnen sogar gemäßer —, als sie den hereinströmenden orientalisch-afrikanischen Rassen blutlich nicht allzu fern standen. Erst von diesem Gesichtspunkt wird verständlich, warum die Westmächte später den Weltkrieg im Namen der liberalen Freiheit gegen Deutschland führten und ihren Haß schließlich im Versailler Diktat, dem Sakrament des Liberalismus, verankerten. Im Banne des Orients stabilisierte der Westen das Recht der Freiheit für sich und legte Deutschland die schmachvollen Fesseln der Unfreiheit auf. Der Liberalismus zeigte sein wahres Gesicht.

Obwohl der Marxismus, den man füglich als entartetes Kind des Liberalismus ansprechen kann, die häßlichen Züge dieses Gesichts zu verdecken suchte, erkannte sie einer doch sofort: Adolf Hitler! In der nationalsozialistischen Idee stellte er den zerstörenden, auf einen kulturunfähigen Völkerbrei hinzielenden Auflösungsbestrebungen das Naturgesetz der Gemeinschaft, des rassisch gebundenen Volkes gegenüber. Er lehrte uns, den Einzelnen aus der Gemeinschaft heraus zu verstehen, aus dem Volk, dessen Schoß er entsprungen und dessen Wesenseigenheit das Ich nie entrinnen kann. Er lebte und lebt uns den Wert der wahren Persönlichkeit vor, die, fern jeder Gleichmacherei, schöpferisch für die Gemeinschaft wirkt, und gab uns das große Zusammengehörigkeitsgefühl wieder als tragendes Fundament für die Gebote der Ehre, der Pflicht und Anständigkeit. Er rief das Bewußtsein in uns wach, daß unser Rasten und Treiben nichts sein darf als Arbeit am Dombau der deutschen Volkheit und ständig mühende Sorge für sie. Und er zeigte uns, daß es für Deutschland, soll es nicht untergehen, nur eine Freiheit geben kann: die Freiheit der Gemeinschaft, die Freiheit des ganzen Volkes um seiner Selbstbehauptung auf der Erde willen.



Wie er in den Jahren abgründiger Verzweiflung sich als das bewiesen, was er stets gewesen, als ein Ganzer, ein Mann, so stand er vor uns zur Feier der wiedergewonnenen deutschen Freiheit, da von Nürnbergs sonnenumglänzten Türmen die Zeichen Germaniens leuchteten, da die Treuesten seiner Getreuen zu Tausenden und aber Tausenden, gerichtet, gegliedert in Ordnung und Zucht, an ihm vorübermarschierten und ihren Jubel aufklingen ließen zum blauen Firmament. So stand er vor uns! Und grüßte die Fahne der nationalsozialistischen Bewegung, grüßte das Zeichen Altgermaniens, das durch ihn wieder aufgestiegen ist zum einenden Symbol aller Menschen deutschen Blutes. Wie es versunken war, tausend Jahre hindurch, so soll es fortan mehr als tausend Jahre in dieser Fahne überm deutschen Lande wehen, solange ein deutsches Volk besteht. Und das wird ewig sein! Unter dem Hakenkreuz legte er die von ihm errungene Freiheit in unsere Hände hinein als heiliges Vermächtnis, dessen wir nur würdig sind, wenn wir auf Gedeih und Verderb ihm folgen, dem Führer!

KARL und WIDUKIND

Von Walter Gebhardt

Wer seinem angestammten Volke in unentwegter Treue dient, das Erbe der Ahnen in hoher Mission verwaltet und um das Wohl der Enkel ringt, der verdient von den nachfolgenden Geschlechtern seines Volkes als historische Persönlichkeit verehrt zu werden. Dieser Maßstab gilt auch für die Betrachtung des schicksalsschweren Geschehens, das sich an die Namen Karl und Widukind knüpft. Ein Ringen von weltgeschichtlicher Bedeutung, das mit der Schlacht im Teutoburger Walde begonnen und in den Zeiten des Wandalen Geiserich und des Goten Theoderich den Höhepunkt erreicht hatte, findet sein Ende. Das Schicksal Deutschlands entscheidet sich für mehr als ein Jahrtausend. Diesen Wendepunkt haben wir mit tiefem Verantwortungsbewußtsein heute neu zu erleben.

Wo Karls Wiege stand, wissen wir nicht. Er muß um das Jahr 742 geboren sein! Einhard, der Geheimsekretär des Königs, der dessen Leben beschrieb, sagt uns, daß über Karls Jugend und Kindheit keinerlei Nachricht bestehe. Die entscheidende Frage nach dem rassischen Erbgut, das in Karls Taten wirksam geworden ist, bleibt daher unbeantwortet. Fest steht nur so viel, daß der Hausmeier des letzten merowingischen Königs, Pippin, sein Vater war. Ihn salbte Papst Stephan II. im Jahre 754 zum König der Franken. Pippins Ahnenreihe ist bekannt. Sie führt über Karl Martell, Pippin den Mittleren und Ansegisil zu dem ersten urkundlich erweisbaren Ahnherrn: Arnulf von Metz. Dieser stand im Hofdienst der Merowingerkönige und verwaltete zeitweilig für den unmündigen König Dagobert das östliche Frankenreich. 640 starb Arnulf als Bischof von Metz. Seine Zeitgenossen bezeichnen ihn ausdrücklich als Franken. Die Güter seiner Familie lagen später vorwiegend in der Gegend zwischen Metz und Verdun. Die männlichen Ahnen Karls gehören damit in die Reihen jener fränkischen Grundherrn, die häufiger an Rhein und Mosel, spärlicher im westlichen Frankenreich zwischen der gallo-römischen Bevölkerung saßen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß germanisches Blut in ihren Adern rollte.

Anders steht es mit der Spindelseite. Wenn auch die Frauen der Arnulfinger durchweg germanische Namen führten, so haben wir über ihre Herkunft doch so dürftige Nachrichten, daß das Einfließen romanischen Blutes von dieser Seite durchaus denkbar ist. War Bertrada, wie angenommen wird, die Mutter Karls, so erhöht sich der germanische Blutsanteil, denn Bertrada entstammte einer rheinischen, wahrscheinlich moselfränkischen, Grundherrnfamilie. War sie es nicht, so bleibt gerade hier die Möglichkeit, daß mütterlicherseits anderes Blut bei Karl Eingang gefunden hat.

Einhard schildert Karl als einen Mann von breitem, kräftigem Körperbau, von stattlicher Gestalt und Größe; sieben Fuß soll seine Länge betragen haben; 1,92 Meter ergab die Vermessung des Skeletts in der Hofkirche zu Aachen, das aller Wahrscheinlichkeit nach Karl zugehört. Der Schädel war rund und saß auf einem kurzen dicken Hals, die Nase soll etwas mehr als mittelgroß, die Augen groß und lebhaft gewesen sein. Die Stimme wird uns als hell, aber schwach im Verhältnis zu dem mächtigen Körper, der Gang als fest und die Haltung als männlich beschrieben. Über Haar und Augenfarbe erhalten wir keinerlei Angaben. Vergleicht man mit dieser Beschreibung die Bildwerke, die uns von Karl überliefert sind, so scheint die Reiterstatue von Paris mit der Schilderung am besten übereinzustimmen. Wir sehen eine schwere, gedrungene

Gestalt, einen massigen runden Schädel mit männlichen Zügen, gerader Nase und einem auffallend niedrigen Hals.

Die Erziehung Karls, die nach Alkuins Zeugnis von gelehrten Magistern im römischen Geiste geführt wurde, war nicht dazu angetan, den nordisch-germanischen Anteil zu stärken. Jedoch hören wir, daß Karl mit seinem Bruder Karlmann zusammen auch in aller weltlichen Klugheit unterrichtet wurde. Wir finden ihn frühzeitig auf den Kriegszügen seines Vaters und erfahren, daß Karl wie alle Franken, sein Vergnügen im Reiten und Jagen fand und ein vorzüglicher Schwimmer war.

Der Weg der Franken.

Als Karl König der Franken wurde, trat er damit das Erbe einer langen Reihe fränkischer Herrscher auf provinzial-römischem Boden an, deren ursprüngliche Aufgabe es gewesen war, römisches Land germanischem Volkstum und germanischer Kultur zu erschließen.

Schon im 8. Jahrhundert vor der Zeitwende stießen westgermanische Stämme an den Niederrhein vor, um bald größere Teile der Niederlande und Belgiens für dauernd in Besitz zu nehmen. Unter römischer Fremdherrschaft wurden sie in wiederholten Aufständen zu Hütern germanischer Freiheit am Rhein. Durch Nachschübe aus dem germanischen Kernland verstärkt, bildeten die Germanen des Niederrheins seit dem 3. Jahrhundert nach der Zeitwende den Stammesverband der Franken. Diese eroberten in planmäßiger Landnahme im Laufe der folgenden Jahrhunderte ganz Gallien, ohne dabei die Fühlung mit dem alten Stammlande am Niederrhein zu verlieren. Seiner Bevölkerung nach war das neuerworbene Reich germanisch und romanisch, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir lediglich bis Nordfrankreich eine geschlossene germanische Bevölkerung, weiter westwärts und südwärts nur vereinzelte germanische Posten annehmen.

Während Theoderich in Italien für seine Goten eine blutgebundene Gesetzgebung schuf, die den Germanen ihr Eigenleben auf römischem Boden sicherte und sie zur alleinigen Wehrmacht des Reiches machte, haben die fränkischen Führer die altüberkommene germanische Verfassung sehr bald aufgegeben. An die Stelle der germanischen Volksversammlung trat die Monarchie, an Stelle einer vom Volke ausgehenden Organisation und Gesetzgebung die absolute Macht des Staates im römischen Sinne. Als Nachfolger des römischen Kaisers erwarb und vergab der fränkische König in Gallien die neuerworbenen Besitzungen. Er übernahm die römischen Untertanen, die ihre alte rechtliche Stellung beibehielten. Der germanische Blutsadel verlor auf diesem Wege der Entwicklung mehr und mehr seine rechtliche Bedeutung und machte dem Stand der großen Grundherrn Platz, die aus dem Dienste des Königs zu Macht und Ansehen herangewachsen waren. Nicht mehr die alte Volksversammlung, sondern die Grafen, die Beamten des Königs, führten die Verwaltung. Gallo-römisches Volkstum, römische Kultur lebten im fränkischen Reiche weiter und gewannen unter germanischem Mantel erneut bestimmende Gestalt.

Als entscheidender Bundesgenosse dieser Entwicklung, die in wenigen Jahrhunderten nicht allein die Germanisierung Galliens zum Stillstand brachte, sondern umgekehrt die Romanisierung der herrschenden Franken sowie der unterworfenen Westgoten und Burgunder erreichte, trat die römische Kirche auf den Plan. Ähnlich wie sie im Römerreich Staatskirche gewesen, wurde sie dies auch im Frankenreiche. Es ist richtig, daß diese Kirche, zumal nach der Reform unter dem päpstlichen Sendboten Bonifacius, fest in der Hand des fränkischen Königs lag und ganz zu seiner Verfügung stand. Es ist auch weiter richtig, daß diese Kirche als Mittelpunkt des geistigen Lebens die bedeutendste Kulturorganisation des Frankenreiches bildete. In der künftigen Geschichte wirkte sich diese Tatsache zu einer großen und schmerzensreichen Entwicklung aus.

Schon im 5. Jahrhundert griff die fränkische Macht ostwärts weit über den Rhein hinweg. Mit der Schlacht bei Zülpich unterwarf Chlodwig die Alamannen. Bayern wurde in Abhängigkeit gebracht und 531 zerschlugen die Franken das mächtige Thüringerreich. Überall war die Unterwerfung gleichbedeutend mit einer Aufgabe germanischer Überlieferung in Recht und Sitte, in Glauben und Brauch-

tum, in Handwerk und Kunst. Die Grundlagen germanischer Kraft, die erst vor wenigen Jahrhunderten die Germanisierung Mitteldeutschlands, Süddeutschlands und der Alpenländer ermöglicht hatte, wurden zerstört zugunsten einer in ihrer entscheidenden Erscheinung römischen Mischkultur.

Es ist daher natürlich, daß das blutgebundene germanische Volkstum sich mit aller Kraft gegen die Überfremdung wendete und in ungezählten Aufständen das fränkische Joch abzuschütteln versuchte. Es ist ihm dies aber auf die Dauer nicht gelungen. Als Zeichen einer furchtbaren Härte, die einen der artgetreuesten germanischen Stämme unterwarf, stand am Ende der Unterjochung Südwestdeutschlands das Blutbad von Cannstatt, bei dem Karlmann 746 die Auslese des alamannischen Adels niedermetzeln ließ.

Die Entscheidung des Frankenkönigs.

So lagen die Dinge, als Karl 768 zunächst mit seinem Bruder Karlmann zusammen, seit 771 als alleiniger Herrscher die Führung des Frankenreiches übernahm. Ein kraftvoller junger König aus germanischem Stamm hatte die Wahl einer schwerwiegenden Entscheidung. Noch stand das Germanentum in seinem Kernlande ungebrochen da. Die Stämme Skandinaviens, Dänemarks und Norddeutschlands warteten auf ihren Führer und waren zu neuem Aufbruch bereit. In Mittel- und Süddeutschland, bei Thüringern, Alamannen, Bayern, bei den Langobarden in Italien und selbst im Lande der Franken an Rhein, Main, Mosel und Maas glimmte der Funke unter der Asche, war man im Volke zu neuem Einsatz gewillt. Überall haßten die Besten die fremde Tünche. Und die Zeit war einem neuen germanischen Aufbruch günstiger denn je! In Rom träumte ein kleiner Kreis von Patriziern vergeblich von alter Kaiserherrlichkeit, der Papst von den Herren Italiens, den germanischen Langobarden bedrängt, war auf Gedeih und Verderb auf die Hilfe des Frankenkönigs angewiesen. Ostrom war jederzeit als Bundesgenosse gegen den Papst zu gewinnen. Die Entscheidung über die Weltmacht der römischen Kirche und mehr noch die Entscheidung über den Sieg römischer Gesittung, römischer Staatsauffassung und römischer Bildung über germanisches Brauchtum und germanisches Recht lag in der Hand des Frankenkönigs.

Eine kurze Zeit schwankte Karl. Er scheint sich des alten Bündnisses erinnert zu haben, das Langobarden und Franken unter Karl Martell, seinem Großvater, zu gemeinsamem Handeln vereinigt hatte; lange ehe Papst Stephan II. die Reise ins Frankenland antrat, um 754 die Entthronung des letzten Merowingers zu sanktionieren, Pippin zum König der Franken zu salben und Karl und Karlmann zu Patriziern Roms zu ernennen. Durch Vermittlung ihrer Mutter Bertrada kam erneut ein Bündnis mit den Langobarden zustande: die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius wurde die Gemahlin Karls. Als der Papst davon erfuhr, ging ein empörtes Schreiben an Karl und Karlmann ins Frankenreich, das als Werturteil des Heiligen Vaters von Bedeutung ist. Die wichtigste Stelle lautet: „Was für ein Wahnsinn ist es, daß Euer edles fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und Euer so glänzendes und edles Königsgeschlecht befleckt werden sollte durch das treulose und stinkende Volk der Langobarden, das gar nicht unter die Völker gerechnet wird und von welchen bekanntlich die Aussätzigen stammen; denn kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß so gefeierte Könige durch eine so verwünschens- und verabscheuungswerte Berührung sich beflecken. Denn was für Gemeinschaft hat das Licht mit der Finsternis oder welchen Teil der Gläubige mit den Ungläubigen? (2. Corinth. 6, 14, 15.)“ Und Karl hat diese Mahnung beherzigt. Vielleicht war er schon durch einen früheren Brief des gleichen Jahres wankelmütig gemacht worden, in welchem der Papst an ein Versprechen Pippins erinnerte und schrieb: „Wenn Ihr, was wir nicht glauben wollen, dem heiligen Petrus jene ihm rechtmäßig zukommenden Besitzungen zu schaffen versäumt oder zögert, so wisset, daß Ihr darüber dem Apostelfürsten vor Christi Richterstuhl schwere Rechenschaft werdet ablegen müssen.“

Karl entschied im Sinne des römischen Rates. Die Tochter des Langobardenfürsten wurde verstoßen, das Bündnis mit den Langobarden trotz heftigen Widerstandes fränkischer Großer und der Königinmutter Bertrada

aufgegeben. 773 zog Karl, vom Papst gerufen, gegen die Langobarden, 774 war er in Rom. „Als aber Karl kam, küßte er die einzelnen Stufen der Kirche und kam so zu dem Papste, der oben in der Vorhalle neben der Pforte der Kirche stand. Sie umarmten sich, dann ergriff Karl die rechte Hand des Papstes. So traten sie unter Lobgesängen auf Gott und den König in die Peterskirche ein und der ganze Klerus und alle Diener Gottes riefen mit lauter Stimme: „Gelobet sei der da kommt im Namen des Herrn!" . . . Und beide, der Papst und der König mit den römischen und fränkischen Großen, stiegen zusammen hinab zu dem Sarge des heiligen Petrus und schworen sich gegenseitig Treue." (Jahrb. d. Fränkischen Reiches I.)

„Am vierten Wochentage aber (Mittwoch, den 6. April) zog der Papst mit den Hofbeamten und städtischen Beamten in die Peterskirche hinaus, um sich mit dem König zu unterreden, und drang beharrlich und inständig in ihn und ermahnte ihn mit väterlicher Liebe, jenes Versprechen vollständig zu erfüllen, das sein Vater Pippin und Karl selbst mit seinem Bruder Karlmann und alle fränkischen Großen dem seligen Petrus und seinem Stellvertreter, dem Papst Stephan dem Jüngeren, als dieser ins fränkische Reich kam, gegeben hatten, nämlich verschiedene Städte und Territorien dieser Provinz Italien (d. h. des römischen im Gegensatz zu dem langobardischen Italien) dem seligen Petrus und allen seinen Stellvertretern zu übergeben... Und nachdem diese Schenkung aufgesetzt war, unterzeichnete sie derselbe christliche Frankenkönig eigenhändig und ließ auch die Namen aller Bischöfe, Äbte, Herzöge und Grafen darunter setzen. Darauf legten er und seine Großen sie auf dem Altar des seligen Petrus und nachher innen auf dem Grabe desselben nieder und übergaben sie dem seligen Petrus und seinem Stellvertreter, dem Papste Hadrian, indem sie mit einem entsetzlichen Eidschwur gelobten, alles zu halten, was jene Schenkung bestimme." (Jahrb. d. Fränkischen Reiches I.)

Es besteht kein Zweifel, daß Karl eine der gewaltigsten Persönlichkeiten der Geschichte gewesen ist. In dem mächtigen Körper lebte der Geist des Eroberers und Heerführers, des großen Organisators, des Mehrers und Wahrers des Frankenreichs, das er zu ungeahnter Machtfülle emporführte. Rastlos war der König unterwegs. Allen Teilen seines riesigen Reiches war er Vater und Beschützer. Nach der Sicherung des Westens und Südens, nach der Eroberung Italiens galt seine ganze Kraft der Ausgestaltung der Ostmark, wo er die Grenzen des Frankenreiches gegen die Avaren vorschob. Die Zeitgenossen rühmen seinen unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn, und die erhaltene Gesetzgebung Karls läßt ihn als fortschrittlichen Gestalter erkennen, der die Reichseinheit durch einheitliche Rechtsbestimmungen zu stützen versuchte. Karl verfügte über die eiserne Willenskraft und Zähigkeit, die notwendig war, die blut- und wesensverschiedenen Franken, Westgoten und Burgunder einerseits und die römischen Untertanen andererseits, zur Anerkennung seines Vorbildes und zur Mitarbeit am Aufbau des Frankenreiches zu zwingen. Die schlichte fränkische Tracht, die fränkische Sprache gaben dem König Volkstümlichkeit. Als Krieger, Jäger, Reiter und Schwimmer stand er mitten drin im altüberkommenen germanischen Brauchtum, das sicherlich manchen arttreuen Franken darüber hinweggetäuscht hat, daß dieser mächtige König sich die Bundesgenossen aus dem Süden geholt hatte. Warum? Auf diese Frage wird es wohl nie eine definitive Antwort geben.

Die Anmaßung Roms, daß es nur *eine* Bildung, die antike, gäbe, ist damals auch zum Grundsatz Germaniens geworden. Die unheilvolle Spaltung in *Gebildete und Ungebildete* verdanken wir der Sanktionierung des römischen Lehrsatzes. Durch tausend Kanäle fand das neue Bildungsgut bei den Franken und den andern germanischen Stämmen des großen Reiches Eingang. Aller Schutz, alle Förderung des Königs gehörte den Kündern und Vertretern der fremden Lehren. Zur Ehrenrettung Karls kann man anführen, daß er neben aller Förderung fremder Bildung, doch auch die alten germanischen Heldenlieder gesammelt hat. Für uns ist das ein erschreckendes Zeugnis mehr, wie sehr das alte germanische Volksgut schon unter Karl seinen lebendigen Wert verloren hatte und zur musealen Bergung reif geworden war.

Auf dem Wege der *Übernahme fremder Bildung* ist *König Karl* seinem *Volke als Beispiel* vorangegangen. Es

mag ihm nicht leicht gefallen sein, im Mannesalter nochmals zum Schüler zu werden, die lateinische Sprache zu erlernen und im Griechischen sich wenigstens die Grundlagen anzueignen. Mit Eifer betrieb Karl römische Grammatik, Dialektik und Rethorik, und unter seinem Ruhekissen lag in mancher Nacht die Schreibtafel mit den Versuchen seiner Aufzeichnungen. Seine Lehrer waren überwiegend ausländische Gelehrte im geistlichen Gewande. Bei den Mahlzeiten wurde regelmäßig vorgelesen; ausführliche Diskussionen schlossen sich an. Alkuin und Paulus Diakonus waren die bedeutendsten der Freunde und Lehrer, die sich am Hofe Karls befanden. Wie im Reiche draußen, sind auch hier die Vertreter der Kirche gleichzeitig die Träger der Schulung und Lehre.

Wenn römische Bildung Eingang finden sollte, so wurde die Beherrschung des fremden Wissens den Geistlichen zur Pflicht gemacht, dann mußten Schulen und Bibliotheken an allen wichtigen Orten des Reiches zur Verfügung stehen. Hatte Karl in der Hofschule und Hofbibliothek ein erstes Vorbild gegeben, so zielten seine Verordnungen zur Behebung der priesterlichen Unwissenheit und die Gesetze für einen ordnungsgemäßen Schulunterricht auf die gleichmäßige Begründung kirchlich-römischer Bildung in allen Teilen des Reiches hin.

Schulung und Lehre knüpften sich in erster Linie an die Hauptkirchen und Klöster. Was zu ihrer Sicherung und Ausstattung geschehen konnte, ist durch Karl geschehen. Mit einer verschwenderischen Großzügigkeit wurde das von den Franken in Gallien neuerworbene Volksgut den kirchlichen Anstalten zum Geschenk gemacht. Gewiß folgte Karl hier nur dem Beispiel seiner königlichen Vorfahren, aber er wurde zum entscheidenden Vollstrecker der eingeleiteten Entwicklung. Man muß die Schenkungsverzeichnisse der karolingischen Klöster kennen, um sich ein Bild davon zu machen, wie rigoros hier verfahren wurde. An Stelle einer planmäßigen Förderung der germanischen Freibauern und Hörigen wurden die Krongüter, die das fränkische Volk einst gemeinsam erkämpft, als Villen, Grundstücke und Waldstrecken zu Dutzenden den Kirchen und Klöstern übergeben. Besonders reich stattete Karl das Kloster von St. Denis bei Paris, die Klöster von Fulda, Hersfeld und Lorsch aus. Aber nicht nur Grund und Boden lieferte er an die Klöster aus, sondern mit ihnen auch fränkische Stammesangehörige. Dem Beispiel des Königs folgten bald die großen Grundherren und andere Besitzende nach. So hat z. B. das Kloster Fulda zwischen 750 und 813 nicht weniger als 269 Schenkungen erhalten, darunter solche, die an Umfang und Inhalt recht erheblich waren. Bei den übrigen Klöstern des Karolinger Reiches stand es nicht anders. Um die Freiheit ihrer Arbeit zu sichern, gab Karl den Klöstern das Recht der Immunität, verlieh ihnen freie Abtswahl und befreite sie von Zöllen und Abgaben. Jeder Edle, Freie oder Lite war dazu noch verpflichtet der Kirche den „Zehnten", d. h. den zehnten Teil seines Ertrages und seiner Arbeit, zu geben. Daß es einer so unterstützten Gemeinschaft gelingen mußte in kurzer Zeit, das ursprünglich germanische Antlitz der fränkischen Kultur völlig zu verwandeln, ist selbstverständlich.

Dichtung und Malerei, Kunstgewerbe und Baukunst zeigten in den Formen der sogenannten karolingischen Renaissance die Erneuerung der Spätantike, neben den letzten artgebundenen germanischen Erscheinungen. Die nordische Holzkunst der germanischen Halle hatte im Frankenreiche Karls keinen Platz mehr, und wenn auch der König selbst, wie berichtet wird, sich durch den Langobarden Fardulf bei St. Denis einen Holzbau errichten ließ, so war das nicht mehr als ein vereinzelter Rückschlag in eine für Karl überwundene Zeit, der neben den beherrschenden Neuschöpfungen völlig zurücktrat. Die Hofkirche von Aachen, zu der Karl selbst antike Säulen aus Ravenna mitbrachte, die zahlreichen Kirchen im gallischen und germanischen Teile des Frankenreiches, welche damals in unmittelbarer Fortsetzung der Bauform römischer Basiliken entstanden, sind eindeutige Zeugnisse der Überwindung germanischer Baukunst durch den neubeherrschenden Geist.

Die Sachsen

Ptolomaeus, der griechische Astronom und Geograph, nennt uns die Sachsen im 2. Jahrhundert nach der Zeitwende als Einwohner der

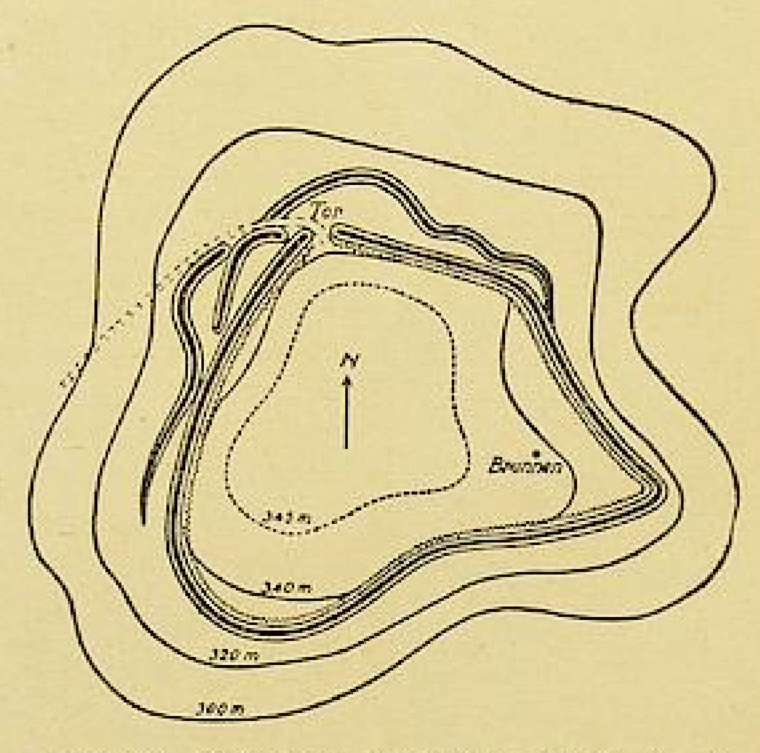
kimbrischen Halbinsel; ihre Heimat lag in Holstein. Wenige Jahre später überschritt dieser germanische Stamm die Elbe und machte sich zum Herrn Nordwestdeutschlands. Die alten Stammesgebiete der Chauken, Agrivarier, Cherusker u. a. wurden sächsisches Land. Im Bunde mit den Angeln setzten die Sachsen in kühner Fahrt nach Britannien über und eroberten ungefähr gleichzeitig die Küstengebiete Nordfrankreichs. Schon im 5. Jahrhundert trugen diese Gebiete den Namen „Litus saxonicum", d. h. das sächsische Gestade. Aber mit der Eroberung Englands war der Siegeszug der Sachsen keineswegs abgeschlossen. Noch Ende des 7. Jahrhunderts gelangte der germanische Stamm der Brukterer unter sächsische Oberhoheit. Die sächsischen Züge greifen nun immer näher an den Rhein, bis sie schließlich an die Grenzburgen der Karolinger stoßen.

Einmal, vor Jahrhunderten, waren Sachsen und Franken für kurze Zeit Bundesgenossen gewesen. 531 kämpften sie gemeinsam gegen Thüringen; das eroberte Land bis zur Unstrut fiel den Sachsen zu; den Franken zahlten sie dafür einen jährlichen Tribut von fünfhundert Rindern. Als unter den letzten Merowingern die Macht des Frankenreiches nicht mehr bis zum Sachsenland reichte, wurde die Tributpflicht abgeschüttelt. Mit neuer Zuversicht gingen die Sachsen alsbald verstärkt vor, bis ihnen in den Karolingern ein machtvoller Gegner entstand. Schon 718 gelang es Karl Martell bis zur Weser vorzustoßen. Zwischen 720 und 740 fanden mehrfach erbitterte Kämpfe statt, doch erst 748 konnten die Franken die alte Jahresgabe von 500 Rindern von neuem erzwingen. 758 wurde sie auf 300 Pferde abgeändert. Die sächsische Freiheit aber hat vor Karl keiner der fränkischen Könige anzutasten vermocht. Ungehindert blühte jenseits der fränkischen Grenze im alten nordischen Stammlande der Germanen zwischen Ems und Elbe das germanisch-sächsische Volkstum.

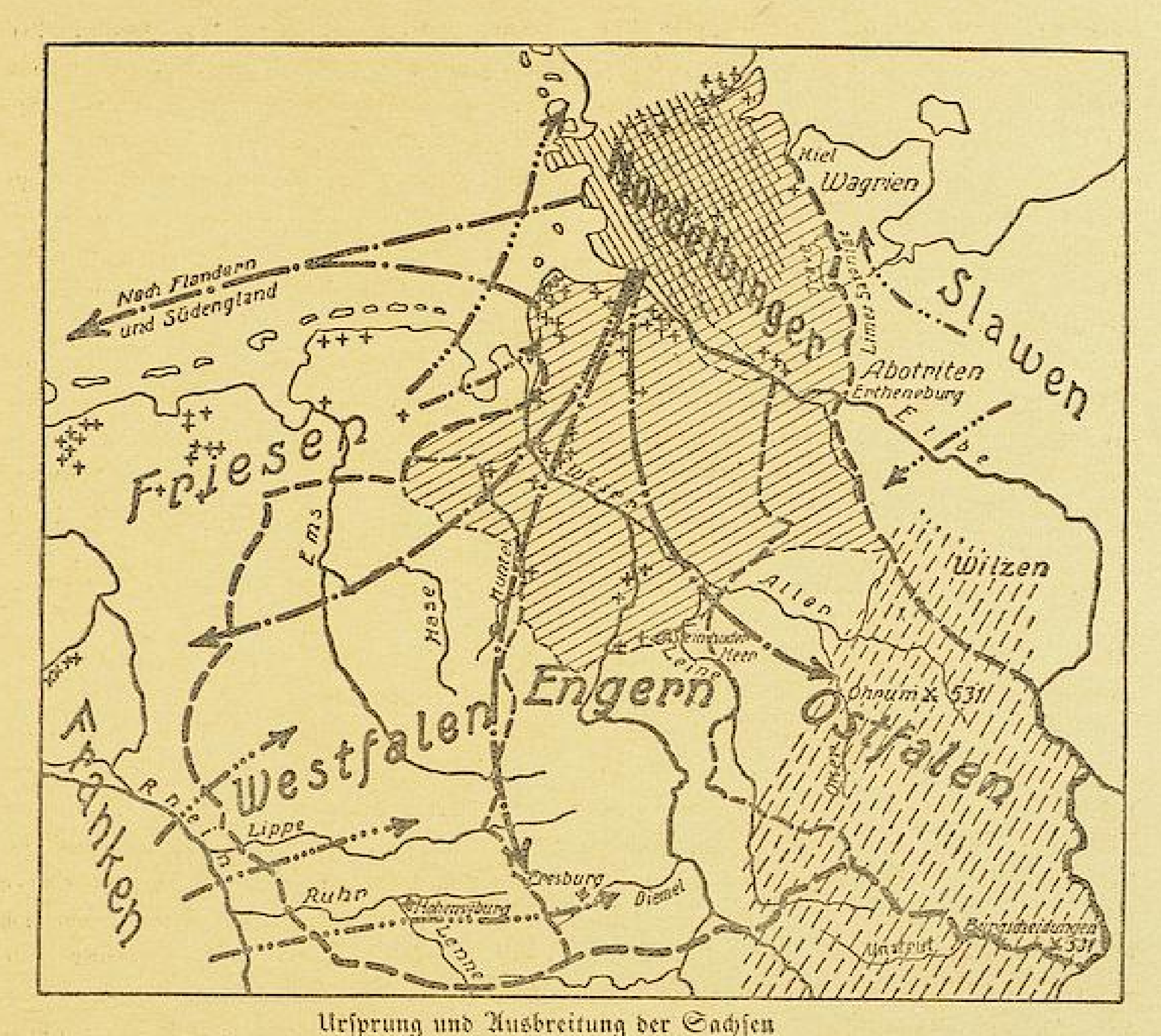
Die großen sächsischen Urnenfriedhöfe haben uns Zeugnisse der hochentwickelten, einheitlichen Werkkunst erhalten, die damals im Sachsenlande zu Hause war. Reichverzierte, oft mit Hakenkreuzen geschmückte Urnen bergen die Asche der Toten, die nach alter germanischer und nordischer Sitte in feierlicher Handlung verbrannt wurden. Zwischen den Knochenresten liegt gewöhnlich eine Fibel oder ein Messer, als Zeugnis dafür, daß der Tote in voller Kleidung, mit Schmuck und Waffen ausgerüstet, eingeäschert worden ist. In ununterbrochener Folge geht diese Sitte der Verbrennung bis in die Zeit der Volkwerdung der Germanen, am Ende der Steinzeit zurück. Finden wir die sächsischen Urnenfriedhöfe in erster Linie im Kern des neueroberten Sachsenlandes, so sind sie in nicht geringerer Zahl und in unverfälscht heimatlichem Gepräge ebenso an der friesischen Küste wie in England zu finden. Die sächsischen Scharen, die unter ihren Führern Hengist und Horsa England eroberten, haben sich durch Jahrhunderte noch mit ihren festländischen Stammesbrüdern verbunden gefühlt.

Die großen Moorfunde von Thorsberg bei Flensburg, von Vimoor auf Fünen und namentlich von Nydam ergänzen das Bild der reichen sächsischen Kulturhinterlassenschaften der Urnenfriedhöfe. Man wird nicht fehlgehen, wenn man das vorzüglich gebaute Plankenboot von Nydam, das, mit Gaben vollgeladen, an den Strand gezogen und sich selbst überlassen wurde, nach altgermanischem Brauche als eine Gabe an die Götter ansieht.

Als gewaltige Zeugen sächsischen Wehrwillens erhoben sich die starken Volksburgen auf den Bergen, von denen uns besonders die Eresburg (Obermarsberg), die Sigiburg (Hohensyburg) und die Skidroburg (Herlingsburg) in



Plan der altsächsischen Skidroburg (Herlingsburg) bei Schieder.



Ursprung und Ausbreitung der Sachsen

Ursprungsgebiet der Sachsen

Gebiet des reinsten Sachsentums

Das 531 zerstörte Thüringerreich

Sächsische Stammesgrenzen um 800 n. Chr.

Fahrt- und Vormarschrichtung der Sachsen

Angriffs- und Wanderzüge der Friesen, Franken und Wenden

\+ + + Sächsische Urnenfriedhöfe (nach Plettke)

den Sachsenkriegen bekannt wurden. Wo man sonst sächsische Siedlungen durch Ausgrabungen erschließen konnte, zeigen sie wohlgefügte meist einräumige Holzbauten in der altüberkommenen germanischen Rechteckform. Hohe, wahrscheinlich strohbedeckte Giebeldächer nahmen, wie seit Jahrtausenden schon, die lebendigste Zelle germanischen Lebens, die Familie, in ihren Schutz.

Die Stärke des sächsischen Volkstums beruhte auf der einheitlichen rassischen Zusammensetzung seiner Träger, sie beruhte in der Folge aber auch auf einer altüberlieferten Verfassung, die alle Macht im Staate vom Volke ausgehen ließ. Während in Franken die germanische Volksversammlung ihre entscheidenden Befugnisse längst an den König und seine Großen abgegeben hatte, traten im Sachsenlande alljährlich die Abgeordneten der etwa 100 sächsischen Gaue in Marklo an der Weser zur Volksversammlung zusammen. Gleichmäßig waren unter den 36 Abgeordneten für jeden Gau die drei Stände, die Edlen, die Freien, die Liten (Hörige) mit je zwölf Vertretern beteiligt. Mochten damals im Volk Gegensätze bestanden haben, so gingen die wichtigsten Entscheidungen immer noch einheitlich vom ganzen Volke aus. Gewiß kennen wir im Sachsenlande drei größere Provinzen: Westfalen, Engern und Ostfalen und wissen, daß das ausgedehnte, neuerworbene Land mit seinen zahlreichen Gauen die Gefahr einer Zersplitte-

rung in sich barg. Das strenge Festhalten an der Verfassung der Väter hat die Gefahr aber durch Jahrhunderte überwunden. Die Kraft des gesamten Volkes, gestützt auf einheitliche Gesittung, einheitliches Recht und einen nur im Stande der Edlen teilweise erschütterten Glauben, stand dem fränkischen Gegner ungebrochen gegenüber, als der Entscheidungskampf herannahte.

Karls erste Züge gegen die Sachsen

Im Namen des Reiches und der Kirche begann Karl seinen Kampf gegen die Sachsen. Der fränkische König aus germanischem Stamm, zog das Schwert gegen die Sachsen im germanischen Heimatlande.

Auch die Angelsachsen bemühten sich von der neugewonnenen Heimat her ihre Brüder auf dem Festlande zu Christen zu machen. Aber selbst sie warnten vor dem Frankenkönig und ihr Glaubensbote Lebwin rief den sächsischen Gauvertretern auf der Volksversammlung in Markloh zu: „Wenn ihr aber nicht sein (Christi) eigen werden wollt, dann läßt er euch sagen: Bereit ist schon im Nachbarlande ein König, der in euer Land einfallen, es berauben und verwüsten wird; er wird euch durch eine Anzahl Kriege zur Erschöpfung bringen, in die Verbannung führen, aus eurem Erbe verjagen oder töten, euer Erbe aber geben, wem er will; ihm werdet ihr nachher unterworfen sein und seinen Nachfolgern." (K. D. Schmidt.)

Nicht weniger als neunmal zieht Karl mit seinen Heeren gegen die Sachsen. Von 772 bis 784 folgt ein Feldzug dem anderen. Fragt man nach dem unmittelbaren Anlaß dieser Unternehmung, die die Kraft des Frankenreiches durch mehr als ein Jahrzehnt in Anspruch nahm, so wissen selbst die fränkischen Reichsannalen keine befriedigende Antwort. Kleine Plänkeleien an der Grenze — mehr wird nicht gesagt. Eindeutig dagegen enthüllen die Kriegsereignisse selber die Hintergründe.

Als König Karl im Sommer 772 von Worms aus zum ersten Male gegen die Sachsen aufbrach, da folgten römische Priester seinem Heere. Der Zug, dessen Plan sehr genau überlegt zu sein scheint, hatte das Ziel, die Sachsen dort zu treffen, wo sie am tiefsten verwundbar waren: das Nationalheiligtum der Sachsen, die Irminsul, sollte zerstört werden. „Weil die Sachsen, wie fast alle deutschen Völkerschaften, von Natur wild, dem Götzendienste ergeben und Feinde unserer Religion sind" — sagt Einhard, der Biograph Karls. Wohl über Frankfurt, Gießen und Marburg gelangte Karl an die Eder, von dort über Corbach zu der alten Volksburg der sächsischen Engern, der Eresburg (Obermarsberg a. d. Diemel). Die Burg wurde genommen und bot nun die militärische Grundlage zu dem Vorstoß zum Heiligtum der Irminsul.

Die fränkischen Berichterstatter, denen wir kein Verständnis für die Dinge germanischer Kultur zusprechen können, beschreiben die Irminsul als einen „Baumstamm von ungewöhnlicher Größe, welchen die Sachsen unter freiem Himmel verehrten, als die das All tragende Säule". Es ist das uralte nordische Sinnbild des Lebens, das sicherlich nicht nur einer, sondern vielen germanischen Kultstätten zugehört hat. Die Irminsul der Engern stand in einem heiligen Haine, in dem zweifellos auch Bauten vorhanden waren. Denn Karl brauchte drei Tage zur Zerstörung des Heiligtums und als er abzog, führte er die Schätze an Gold und Silber mit sich, die er vorgefunden hatte. Viel Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Wilhelm Teudt das Heiligtum der von Karl zerstörten Irminsul in den Externsteinen bei Horn, am Nordfuß des Teutoburger Waldes, wieder gefunden hat. Die sorgfältig in den Felsen eingehauenen Kammern und Treppen sind in mehrtägiger Arbeit planmäßig zerstört worden. Die Lage der abgestürzten Bauteile, die durch die Ausgrabungen Prof. Andrees in den letzten beiden Jahren erschlossen worden sind, zeigen, daß die Zerstörung des Heiligtums im 7. bis 8. Jahrhundert erfolgt sein muß. Wie dem auch sei — die Tat Karls hat die Folge gehabt, die sie in jedem artgetreuen Volke haben mußte: man setzte sich über die Abmachungen hinweg, die scheinbar ein Teil des Adels unter Stellung von zwölf Geiseln im gleichen Jahre an der Weser getroffen hatte, und rief zum Kampf gegen den fränkischen Feind.

Während Karl in Italien festgehalten wurde, vertrieben im Jahre 774 sächsische Scharen die fränkische Besatzung aus der Eresburg und stießen siegreich nach Hessen vor. Fritzlar,

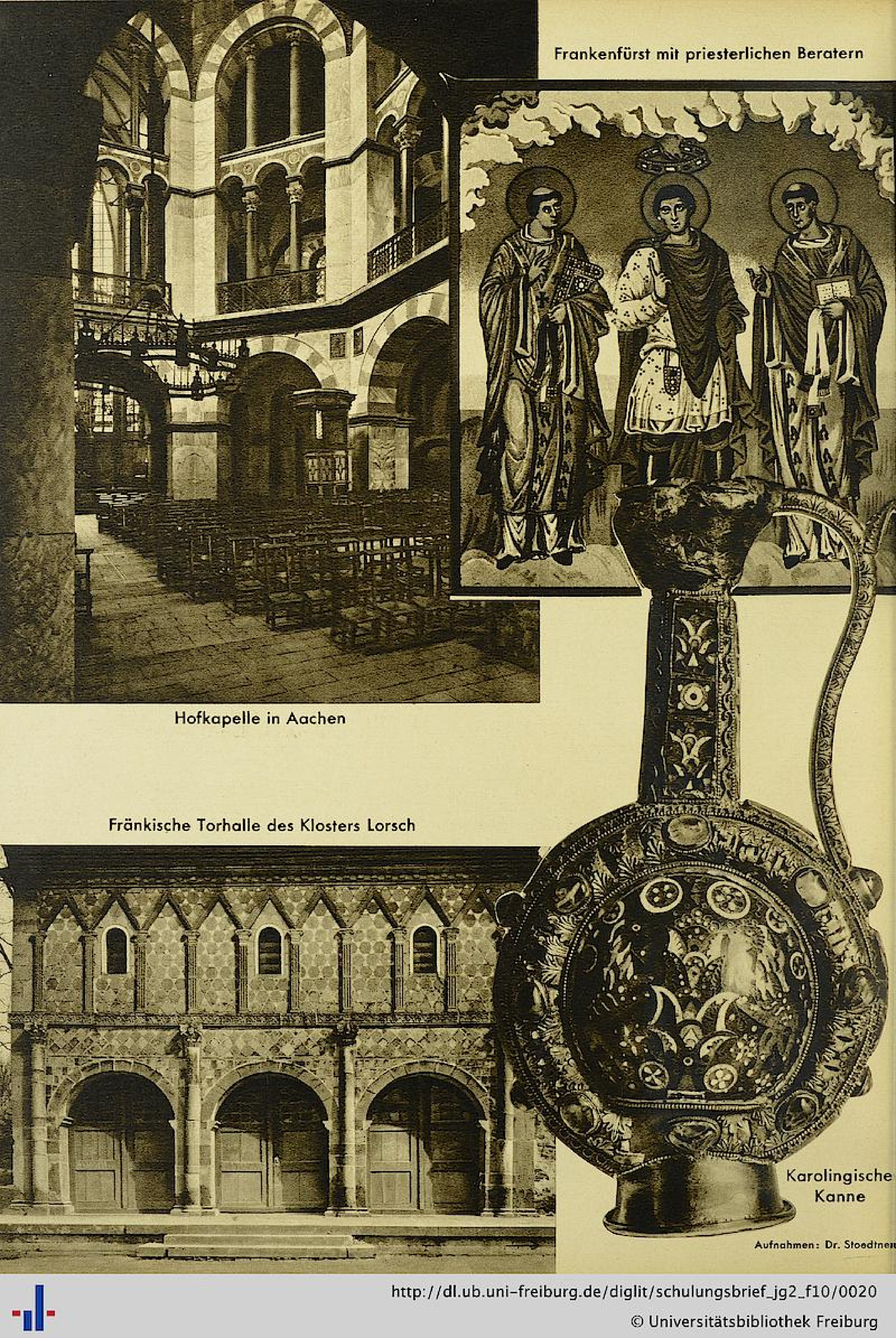


Papst Leo und Karl der Frankenkönig
zu Füßen Petri

Rechts oben:
Ein Brief mit dem Handzeichen Karls

Reiterstandbild des
fränkischen Herrschers
in Paris

Aufnahmen: Dr. Staedtner



Frankenfürst mit priesterlichen Beratern

Hofkapelle in Aachen

Fränkische Torhalle des Klosters Lorsch

Karolingische Kanne

Aufnahmen: Dr. Stoedtner



Die Externsteine im Teutoburger Walde, wahrscheinlich das von Karl zerstörte Nationalheiligtum der Sachsen

Im Sachsenlande pflegten unter den Handwerkern auch die Waffenschmiede eine hochentwickelte bodenständige Kunst

Germanische Volkskultur hat sich bis heute in Niedersachsen erhalten. Bei Verden an der Aller säumen jetzt Gedenksteine den neu errichteten Thingplatz zur Erinnerung an die im Blutbad von 782 ermordeten Ahnen

seit Bonifatius ein Stützpunkt der römischen Kirche, wurde zerstört, und erst vor der fränkischen Feste Büraburg kam der Vormarsch zum Stillstand.

Der Frankenkönig hielt indessen an seinem Ziele fest. Der einmal eingeschlagene Weg, seine Ehre als fränkischer König und Bundesgenosse der römischen Kirche ließ es nicht zu, ein freies heidnisches Sachsen als Nachbarn zu dulden. Schon 775 erschien Karl wieder in Sachsen. Diesmal zog er die Ruhr hinauf und eroberte die sächsische Sigiburg (die heutige Hohensyburg), bald danach die Eresburg und erzwang den Übergang über die Weser. Im Innern Sachsens wiederholte sich das Bild, das uns die Kluft zwischen Adel und Volk nur zu deutlich erkennen läßt. Die Adligen Ostfalens und Engerns stellten abermals Geiseln, während die Westfalen zunächst bei Lübbecke siegten, von Karl aber bald darauf geschlagen wurden. Auch der westfälische Adel unterwarf sich nun und Karl konnte mit reicher Beute und vielen Geiseln an den Rhein zurückkehren.

776 erreichte Karl auf dem Reichstag zu Worms die Kunde, daß die Sachsen die Eresburg abermals zurückgewonnen und die Sigiburg auf das äußerste bedrängt hätten. Mit größter Schnelligkeit drang der Frankenkönig durch Westfalen bis zur oberen Lippe vor, wo ihm der sächsische Adel abermals entgegenkam und seine Unterwerfung vollzog. Diesmal ging Karl einen Schritt weiter. Er forderte als Bürgschaft für die Anerkennung seiner Herrschaft im Sachsenlande die Verpfändung des Landeigentums des Adels. An der Lippe errichtete er einen befestigten Platz, der nach ihm Karlsburg genannt wurde. In die Eresburg und Sigiburg legte er erneut fränkische Besatzung. In der Karlsburg fanden sich bald Sachsen, wohl überwiegend Angehörige des Adels, mit Weib und Kind ein, stellten die geforderten Geiseln und ließen sich taufen.

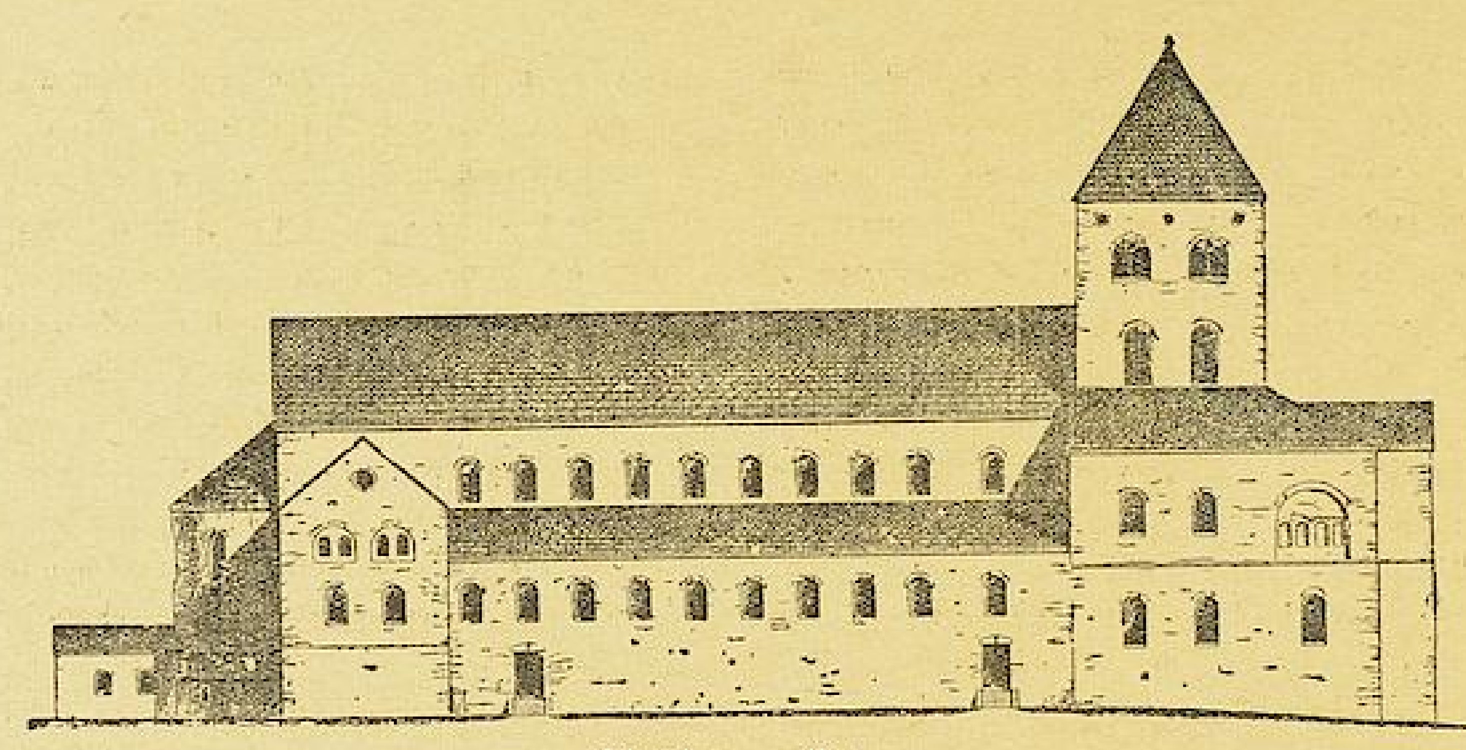
Gestützt auf die Vereinbarungen von 776 hielt Karl in Paderborn 777 einen Reichstag ab, auf dem die Abmachungen von 776 ergänzt und verschärft wurden. In Sachsen wurde mit der Organisation der römischen Kirche begonnen. Man teilte die Sachsen in verschiedene Bezirke ein, die fränkischen Geistlichen zur Durchführung von Predigt und Taufe unterstellt wurden. Der Abt Sturm von Fulda gehörte zu diesen fränkischen Priestern. Von festen Stützpunkten im Frankenreiche wurde die Mission und gleichzeitig die römische Lebensform in das Sachsenland vorgetrieben.

In dieser äußersten Not entstand den Sachsen in Widukind ein Führer, der die besten Kräfte nochmals zu einer heroischen Verteidigung gegen den übermächtigen Feind emporriß.

Widukind

Die fränkischen Quellen berichten begreiflicherweise nur kurz über Widukind. Wo aber sein Name genannt wird, spürt man den Eindruck einer überragenden Persönlichkeit aus den Urkunden heraus. Die Quellen nennen Widukind Dux (Führer). Und er ist im wahrsten Sinne ein Führer der Sachsen gewesen. Widukind war Westfale. Noch nach Jahrhunderten finden wir die Besitzungen seiner Familie im westfälischen Gebiet, aber auch in Hessen. Es ist unrichtig, Widukind als den Herzog der Sachsen zu bezeichnen. Dieses Amt kannten die Sachsen damals noch nicht. Gerade daß er es nicht war, erhöht die Größe seines Führertums. Dem Stande der Adligen angehörig, deren Volksverrat schon in den ersten Kriegsjahren zutage trat, hätte Widukind gleich den anderen die Gunst der Franken suchen können. Daß er das Gegenteil tat, daß er in höchster Not den Weg zu seinem Volke zurückfand, zeigt die innere Größe dieses Mannes, die weit über dem liegt, was einem beamteten Herzog gemeinhin eigen ist. Führer der Sachsen, emporgerissen von dem tragischen Geschick seines Volkes, nicht mehr als die Tausenden von Kämpfern neben ihm, so steht Widukind plötzlich vor uns da. Er kennt nur ein Ziel, die Freiheit und Größe seines Volkes. Und kannte nur einen Feind, den Frankenkönig.

Es war eine ungeheure Aufgabe, an die Widukind herantrat. Im Innern hatte er mit Frilingen und Liten zusammen den Kampf gegen seine eigenen Standesgenossen, gegen den Adel, aufzunehmen. Dieser Kampf sollte sein Schicksal werden. Immer wieder gelang es Widukind den Adel einer der großen sächsischen Landschaften für sich zu gewinnen, niemals aber den Adel des ganzen sächsischen Volkes. Zu diesem schwersten inneren Ringen trat der Kampf gegen den übermächtigen Frankenkönig, ein fast aussichtsloser



Abteikirche zu Verden

Kampf um Freiheit und Väterglauben. Die Aufgabe war ungeheuer. Aber Widukind unterzog sich ihr mit der ganzen Kraft seines unverfälschten Blutes, mit dem Können eines begnadeten Mannes, in dem sich die Eigenschaften des germanischen Volks- und Heerführers nochmals vereinigten. Durch Jahre tobte das erbitterte Ringen, aber wir hören nicht, daß das sächsische Volk seinem Brauche gemäß den Heerführer nach einem Jahre abberief. Widukind hatte die Herzen des sächsischen Volkes auf seiner Seite, und das Volk wußte, daß an diesen großen Führer das Schicksal die Entscheidung geknüpft hatte.

König Karl muß sich sehr sicher gefühlt haben, als er 777 den fränkischen Reichstag auf sächsischem Boden in Paderborn abhielt. Im Zusammenhang mit diesem Reichstag wurde zum erstenmal der Name Widukind genannt. Während der sächsische Adel es sich nicht nehmen ließ, dem Frankenkönig seine Unterwürfigkeit anzuzeigen, fehlte Widukind auf dem Reichstag. Die Annalen des fränkischen Reiches besagen darüber: „Aus allen Teilen des Landes kamen die Sachsen zum Maifeld nach Paderborn, ausgenommen, daß Widukind im Widerstand verharrte mit wenigen anderen; er hatte in den Gegenden der Nordmannen Zuflucht gesucht mit seinen Gefährten." Es kann danach kein Zweifel sein, daß Widukind schon an den Kämpfen der ersten Sachsenkriege führenden Anteil genommen hat. Als den Westfalen im Jahre 775 sich Karl siegreich entgegenstellt, wird auch Widukind in ihren Reihen gekämpft haben. Die fränkischen Quellen verschweigen uns, welche Absichten Widukind mit seinem Aufenthalt am dänischen Königshofe verfolgte. Daß er dahin geflohen ist, bleibt in diesen wie in den späteren Jahren unwahrscheinlich, denn im Herzen des ältesten Sachsenlandes, das Karl erst acht Jahre später betreten sollte, war für Widukind Platz und Sicherheit genug. Für jeden, der die engen blut- und gesittungsmäßigen Bindungen des germanischen Kernlandes kennt, ist es klar, daß es das Bündnis mit dem Dänenkönig Siegfrid war, das Widukind zu erreichen suchte. Noch war die Kraft der Nordmänner nicht zum Aufbruch bereit, aber die Furcht, die das Frankenreich befiel, als wenig später die Flotten dänischer Wikinger an den Küsten des fränkischen Landes erschienen, bestätigt die Richtigkeit der Bündnispolitik Widukinds. Es ist kein Zufall, daß einige Jahre später der dänische Prinz Halfdan im königlichen Auftrag und gleichzeitig wohl als Späher für Widukind auf dem Reichstag in Lippspringe (782) erschien. Im gleichen Jahre wohl erhielt Widukind die Tochter des Dänenkönigs zur Frau. Ein Bündnis mit dem ungebrochenen germanischen Norden mußte dem Krieg die entscheidende Wendung geben.

Groß-Sachsen — der alte Plan der Väter, fand in Widukind seine Auferstehung. Während Karl in Spanien war, rief der große Sachse seine Getreuen auf. Sie zerstörten 778 die neuerrichtete fränkische Zwingburg, die Karlsburg an der Lippe, und drangen in beispiellosem Siegeszuge bis an den Rhein nach Koblenz vor. Die Kirchen und Klöster fielen der Vernichtung anheim. Durch die Wetterau und den Lahngau kehrte das sächsische Heer zur Heimat zurück.

779 brach König Karl von neuem nach Sachsen auf. Auch 780 erschien er wieder im Lande, hielt mehrere Versammlungen ab und begann das unterbrochene Missionswerk neu aufzubauen und die kirchliche Organisation zu festigen. Der Leidensweg der Sachsen war damit aber nicht zu Ende. Der Frankenkönig und seine Ratgeber waren nun wohl, nach zehnjährigem Kriege, der Überzeugung, daß die Sachsen dem fränkischen Reichsverband gewaltsam eingegliedert werden müßten.

782 berief Karl einen Reichstag nach Lippspringe im Sachsenlande. Die fränkische Grafschaftsverfassung wird in Sachsen eingeführt. Die sächsischen Edelinge erhielten jetzt den Lohn für ihren Volksverrat: den unterwürfigsten von ihnen vertraute man das Amt eines fränkischen Grafen an. Man kann sich denken, welche Wut und Verzweiflung in das sächsische Land einziehen mußten, als diese Maßnahmen bekannt wurden. Vieles aber spricht dafür, daß die Einsetzung der Grafen nicht die einzige Maßnahme war, die Karl zur endgültigen Unterwerfung seiner germanischen Widersacher traf. Es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß auch die Capitulatio de partibus Saxoniae, ein Blutgesetz, wie es härter einem germanischen Volke niemals gegeben worden ist, im gleichen Jahre 782 erlassen wurde. Das Gesetz bestimmte inhaltlich u. a.:

1. Die Kirche Christi soll in Sachsen nicht geringere Ehre haben, sondern größere und hervorragendere, als die heidnischen Heiligtümer (Kap. 1).
2. Mit dem Tode bestraft wird, wenn jemand die heilige vierzehntägige Fastenzeit des Christentums verschmäht und Fleisch ißt (Kap. 4).
3. Mit dem Tode bestraft wird, wenn jemand den Körper eines verstorbenen Mannes nach dem Brauche der Heiden verbrennt und seine Gebeine zu Asche macht (Kap. 7).
4. Mit dem Tode bestraft wird, wenn jemand im Volke der Sachsen fürderhin sich versteckt und es verschmäht, zur Taufe zu kommen, und Heide bleiben will (Kap. 8).
5. Mit dem Tode bestraft wird, wer sich gegen die Christen verschwört (Kap. 10).
6. Jede Gemeinde hat der Kirche einen Hof und zwei Hufen und auf 120 Menschen (ohne Unterschied ob Adlige, Freie oder Liten) einen Knecht und eine Magd zu schenken (Kap. 15).
7. Durch die Gnade Christi ist es beschlossen, daß von allen Abgaben an den Staat der zehnte Teil an die Kirchen und Pfarrer gegeben werden muß (Kap. 16).
8. Nach dem Gebote Gottes ist der zehnte Teil des Vermögens und des Einkommens an die Kirchen und Pfarrer abzugeben (Kap. 17).
9. Alle Kinder sind innerhalb eines Jahres zu taufen bei Strafe von 120 Schillingen für den Adel, 60 für die Freien, 30 für die Liten (Kap. 19).
10. Wer bei Quellen, Bäumen oder in Hainen seine Andacht verrichtet oder nach der Sitte der Heiden Opfer darbringt und zur Ehre der Dämonen ißt, der wird als Adliger mit 60, als Freier mit 30, als Lite mit 15 Schillingen bestraft (Kap. 21).
11. Heidnische Weissager und Priester sind den christlichen Kirchen und Geistlichen auszuliefern (Kap. 23).
12. Volksversammlungen sind in Sachsen untersagt, außer, wenn der Sendbote sie auf Gebot des Königs einberuft; jeder Gaugraf hält dafür in seinem Amtsbereich Zusammenkünfte und Gerichtstage, und von den Priestern ist darauf zu achten, daß er es nicht anders halte (Kap. 34).
13. Niemandem ist es erlaubt, Entäußerungen seines Erbes vorzunehmen, außer an die Kirche und den König (Kap. 62).
14. Vor allen Strafen, auch vor der Todesstrafe ist geschützt, wer in eine Kirche flieht, dem christlichen Priester beichtet und Buße tut (Kap. 2 und 14).

Das sächsische Volk antwortete darauf, wie jedes noch ungebrochene Volk damals antworten mußte. Von Widukind aufgerufen, griffen die Sachsen abermals zum Schwert. Wo man ihrer habhaft werden konnte, wurden die verräterischen Edelinge, die Karl zu Grafen gemacht hatte, wurden ihre fränkischen Hintermänner verjagt und erschlagen. Überall flammte der Aufruhr empor. War es bisher nie gelungen, Westfalen, Engern und Ostfalen in einheitlicher Kampfesfront zu-

sammenzufassen, so stieß jetzt aus allen sächsischen Gauen Zuzug zum Heere Widukinds. Im Osten waren die Slawen aufgestanden. Das fränkische Heer aber, das Karl zur Niederwerfung der Slawen ausgeschickt hatte, unterbrach seinen Marsch und rückte westwärts gegen die Weser ins Sachsenland ein. Der fränkische Graf Theoderich versuchte gleichzeitig von Westen ins Sachsenreich einzufallen. Allein, der getrennte Vormarsch wurde den Franken zum Verderben. Am Süntel gelang es Widukind das eine der feindlichen Heere vollständig zu schlagen.

Dies war das Zeichen für den Frankenkönig. Schon nach wenigen Wochen nahte er mit einem dritten Heere, und die Rache, die er nahm, war blutiger als alle Kriege vorher. Es scheint, daß in Sachsen unterdes der Adel wieder die Oberhand erhalten hatte. Als Karl eintraf, fand er nirgends Widerstand. Zu Verden a. d. Aller versammelte er die sächsischen Edelinge. Hatte er vor wenigen Monaten, nach dem Reichstag von Lippspringe, geglaubt daß die Eingliederung des Sachsenlandes durchgeführt und die christliche Kirche im heidnischen Lande für immer begründet sei, so belehrten ihn auf seinem Weg zur Aller die nach dem sächsischen Sieg am Süntel zerstörten Kirchen und Kapellen eines anderen. Ein maßloser Haß hatte den König erfaßt. In Verden fragte er die versammelten Adligen nach dem Anstifter des Aufstandes. Sie nannten ihm übereinstimmend nur einen Namen: Widukind. Da Karl seiner nicht habhaft werden konnte, forderte er die Adligen auf, ihm alle Männer auszuliefern, die Widukinds Aufruf gefolgt waren und die Waffen gegen die Franken erhoben hatten. Und das kaum Glaubliche geschah: Die Volksverräter führten den Befehl des Frankenkönigs aus, und überlieferten ihm 4500 Sachsen, die Karl alle an einem Tage zu Verden enthaupten ließ.

Es war keine Strafe mehr, die hier vollzogen wurde. Karl war dem Beispiel Karlmanns gefolgt, der 746 den Adel der Alamannen bei Cannstatt hatte hinrichten lassen.

Kaum war Karl in sein Reich zurückgekehrt, erschien Widukind noch einmal in Sachsen. Wieder gelang es ihm, die Treuesten des Volkes zum äußersten Opfer, zum letzten Kampf aufzurufen. Kraftvoller und erfolgreicher denn je wurde der Kampf gegen die Franken geführt. Denn als Karl 783 abermals ins Land kam, unterwarf sich niemand: in offener Feldschlacht stellten sich die Sachsen den Frankenheeren. Mit knapper Not konnte sich Karl in der Schlacht bei Detmold behaupten. Auch ein Sieg an der Haase und furchtbare Verheerungen des Landes nützten dem König nicht viel. Niemand unterwarf sich, da es ums Äußerste ging. Sogar die benachbarten Friesen standen auf, verjagten die christlichen Priester und schüttelten das fränkische Joch ab. Trotz mehrerer Siege hielt Karl es darum für geboten, zum ersten Male sein Heer auch den Winter über im Sachsenlande zu lassen. Diese Maßnahme hat ihre Wirkung getan. Im Sommer 785 unternahm Karl den letzten, entscheidenden Kriegszug, der ihn bis in den Bardengau an der unteren Elbe führte. Nach dreizehnjährigem Ringen stand damit das Sachsenland restlos unter der Gewaltherrschaft des Frankenkönigs.

Widukind war nach Holstein gegangen. Dort empfing er die Gesandten Karls, die ihn aufforderten, den Widerstand aufzugeben und sich dem König zu unterstellen. Wir wissen nichts von dem inneren Kampf, den der Führer des Sachsenvolkes in diesen Stunden zu bestehen hatte. Ein stolzes, reiches Land, verraten von seinen Edlen, erschöpft durch die Lasten des ununterbrochenen 13jährigen Krieges konnte den Kampf gegen den übermächtigen Feind nicht mehr weiterführen. Vielleicht war es der Wunsch, seinem Volke endlich den notwendigen Frieden zu verschaffen und ihm ein Beispiel zu sein auch in dem Tragen der schwersten Last, die nun jedem Sachsen aufgebürdet war: Widukind trat, als man ihm zwölf Geiseln bot, die Reise ins Frankenland antrat. Nur einer seiner getreuesten Kampfgenossen, der Ostfale Abbi, folgte ihm. Sein Entschluß stand fest. Widukind schloß Frieden mit dem Frankenkönig und wurde in der Kaiserpfalz zu Attigny an der Aisne getauft. Die fränkischen Quellen schweigen über sein weiteres Schicksal. Dem deutschen Volke aber hat sich die Gestalt des Sachsenführers unvergeßlich eingeprägt. Ein weißes Roß trägt ihn seinem Volke voraus in die Schlacht; als treuester Wahrer der angestammten Art, als leidenschaftlicher Feind des neuen Glaubens und der neuen Sitte, als Schützer der Freiheit und des Ahnenerbes ist er in die Sage eingegangen.

Mit der Taufe Widukinds waren die sächsischen Kriege keineswegs beendet. Noch 792 und dann wieder 804 wurden bedeutende Aufstände in Sachsen niedergerungen. Aber dieser letzte Widerstand war auf die nördlichsten Gaue des Sachsenlandes, besonders auf Wigmodien und das Gebiet nördlich der Elbe, beschränkt. Karl selbst und seine Zeitgenossen haben indessen das Jahr 785 als das Jahr der endgültigen Unterwerfung der Sachsen empfunden. Über die Taufe Widukinds berichtete Karl mit nicht geringem Stolz in einem Brief an den angelsächsischen König Offa. Laut verkündete er seinen Sieg und äußerte dem Papst Hadrian gegenüber den Wunsch, daß die Kirche ein Dankfest anordnen möge. Hadrian bestimmte den 23., 26. und 28. Juni 786 zu dem dreitägigen Feste, bei dem „in allen der römischen Kirche zugehörigen Gebieten, im ganzen fränkischen Reiche, ja selbst jenseits der Meere, soweit Christen wohnen", Litaneien abgehalten werden sollten. In Rom wußte man die Niederwerfung des letzten heidnisch-germanischen Bollwerks zu schätzen: „Darauf magst Du sicher vertrauen", schrieb Papst Hadrian an Karl, „wenn Du die dem heiligen Petrus und uns gemachten Versprechungen reinen Herzens und willigen Sinnes erfüllst, so wird Gott noch mächtigere Völker Dir zu Füßen legen." Karl hat die Versprechungen erfüllt. Er war der römischen Kirche und Lehre ein Förderer, wie sie ihn im Abendlande besser nicht mehr gefunden hat. Der germanische Widerstand war gebrochen. Zu Weihnachten des Jahres 800 jubelten die Römer dem fränkischen Könige in der Peterskirche zu und Papst Leo III. krönte ihn zum römischen Kaiser. Es mag sein, daß Karl, wie uns Einhard berichtet, die Krone nur widerwillig angenommen hat. Die Handlung zeigt uns aber eindeutig, wie man in Rom die unentwegte Arbeit des Frankenkönigs für Kirche und Christentum einschätzte. Gleichwertig stand nunmehr der Frankenkönig neben dem Kaiser von Ostrom. Das Abendland hatte wieder seinen gekrönten Herrscher, um das Weltreich Roms zu erneuern. Er war der erste unter den römischen Kaisern, dem der Papst die Krone aufs Haupt setzte. Die ganze Tragik des römischen Kaisertums deutscher Nation hat hier ihren Anfang genommen.

Niemand kann das Rad der Geschichte zurückdrehen. Widukind, dem unser Herz gehört, zerbrach an der Uneinigkeit seines Stammes, an dem Verrat der sächsischen Edelinge. Ein blutmäßig starkes und einheitliches Volkstum hatte noch nicht die staatliche Form, die Kraft der Organisation gefunden, die seinem übermächtigen Gegner eigen war. Karl sah die Dinge der Welt mit den Augen Roms und der seiner Kirche. Wenn in irgendeinem Herrscher, dann hat in ihm die Idee des Gottesstaates ihre lebendige Ausprägung gefunden. Er vernichtete Germanien, ohne zu ahnen, daß aus den Trümmern dereinst die Fundamente Deutschlands entstehen sollten. Denn aus dem tausendjährigen Kampf gegen Last und Bürde römischer Überfremdung entsprang bei den deutschen Stämmen das lebendige Bewußtsein blutmäßiger Verbundenheit, formte sich die Idee zum Bau des neuen, des Deutschen Reiches. Der Staat, den Karl schuf, war uns Deutschen eine harte aber gute Schule. Wir danken sie ihm. Der Geist aber, den Karl niederwarf, der Geist Widukinds und seiner Sachsen, ist im Dritten Reiche wieder auferstanden!

Damit entfernen wir uns von der bisherigen konfessionell-liberalistischen Geschichtsauffassung: daß alle Kultur, alle Werte aus der Tat Karls des Großen stammen. Die Ehre Altgermaniens ist im Volksbewußtsein wiederhergestellt. Aber wir ergeben uns gleichfalls nicht der sentimentalen Rückwärtsbetrachtung eines Ausmalens anderer eventueller Möglichkeiten. Wir nehmen das Schicksal des 8. Jahrhunderts eben als unser Schicksal der Volkwerdung. Nur härteste Männer formen Geschichte, sagt Alfred Rosenberg („An die Dunkelmänner"). Vielleicht wäre Germanien ohne Karls Sieg dem Ansturm fremder Völker des Ostens erlegen. Nur mit Schmerzen werden Völkergebilde geboren, betonte der Führer in Nürnberg. Eine Form zerbrach, das war der Lauf des Kampfes. Und heute zerbricht wieder eine alte Welt. Das ist der eherne Schritt der Geschichte. Ein Gemeingefühl siegte im 8. Jahrhundert, wandelte, zersetzte sich, zerging. Heute wird ein neues geboren!

Deutscher – merk' Dir das!

Die älteste Fahne, die Preußen aus seiner ruhmreichen Vergangenheit besitzt, ist die alte Standarte des Reiterregiments Hennigs von Treffenfeld aus dem Jahre 1675.



Im Bereich der ehemaligen Donaumonarchie schreitet die Verjudung, besonders auch durch den Zuzug aus Deutschland, immer stärker fort. Von 3100 Wiener Ärzten sind 2500 Juden, 1811 jüdischen Rechtsanwälten stehen nur 320 arische gegenüber. An den Hochschulen unterrichten in Wien neben 248 Juden noch 288 Arier. Nach einer Mitteilung des Statistischen Amtes von Budapest mehren sich die Mischehen mit Juden. In den letzten vierzig Jahren wurden in Budapest allein 18 267 jüdische Mischehen geschlossen, davon heiratete in 10 064 Fällen ein Jude eine Ungarin, in 8203 Fällen ein Ungar eine Jüdin. An der medizinischen Fakultät der deutschen Prager Universität lehren zurzeit 42 Professoren, darunter 16 Nichtarier; 53 Privatdozenten, darunter 30 Nichtarier; von 81 Assistenten sind 32 Nichtarier. An den weltlichen Fakultäten der deutschen Universität sind von 200 akademischen Lehrern 75 Nichtarier, also etwa 40 Prozent. An der tschechischen Universität sind es von 334 akademischen Lehrern 10, gleich 3 Prozent.



Die Berichte der amerikanischen Presse über deutsche Verhältnisse sind seit einigen Monaten ein ständiger Haßausbruch gegen das nationalsozialistische Deutschland. Das wird verständlich, wenn man weiß, daß allein in Neuyork 2,5 Millionen Juden wohnen, also viel mehr als in Palästina, und daß die amerikanische Presse zu 95 Prozent in jüdischen Händen ist. Daß es auch in Amerika eine Judenfrage gibt, ist keinem unklar, der sich mit amerikanischen Verhältnissen eingehender beschäftigt hat. Schon der bekannte Autofabrikant Ford hat auf die Bedeutung der Juden in Amerika hingewiesen und Vorschläge zu ihrer Bekämpfung gemacht. Daß aber auch sonst antisemitische Strömungen in den Vereinigten Staaten stark verbreitet sind, geben selbst amerikanische jüdische Schriftsteller zu. Demnach gibt es drüben schon lange Hotels und Badeorte, in denen „Juden unerwünscht" sind. Während die jüdische Presse in Amerika nicht müde wird, Greuelnachrichten über Deutschland zu verbreiten, schweigt sie bezeichnenderweise über alle Fälle eines elementaren Rassenhasses in Amerika, wenn er sich auf das Verhältnis zwischen Weißen und Farbigen bezieht. In den großen Neuyorker Zeitungen findet der Leser kaum etwas darüber, daß fast jede Woche „Richter Lynch" kurzen und bündigen Prozeß gemacht hat, oder daß z. B. in Washington ein Weißer, der einem Farbigen auf seine Bitte eine Auskunft gegeben hat, angerempelt werden kann, weil er mit einem Neger freundliche Worte gewechselt habe.



Das törichte Gerede vom „dummen Bauern" wird durch die Macht der Zahlen eindringlich widerlegt. So hat die Statistik des Professors Giese noch einige Jahre vor der Machtergreifung festgestellt, daß von 10 000 lebenden Zeitgenossen, die sich durch besondere Leistungen irgendwelcher Art aus der Masse hervorgehoben haben, 44,7 Prozent vom Lande, 42,5 Prozent aus der Kleinstadt und 12,1 Prozent aus der Großstadt stammen. Zum Vergleich sei darauf aufmerksam gemacht, daß zurzeit dieser Statistik von der deutschen Gesamtbevölkerung 26,7 Prozent in der Großstadt, 37,7 Prozent in der Kleinstadt und 35,6 Prozent auf dem Lande wohnten. Auch daraus geht hervor, daß der überwiegende Teil der geistigen Führer unseres Volkes auf dem Lande geboren ist. Verhältnismäßig am wenigsten Führer hat die Großstadt hervorgebracht.

Aus der Geschichte der Bewegung

Dr. Martin Groll:

Oberland

Oberland! Dieser Name taucht immer wieder auf, wenn die Geschehnisse der ersten Nachkriegsjahre am geistigen Auge des rückschauenden Betrachters vorüberziehen. Denn eng ist er verbunden mit den Anfängen der nationalsozialistischen Bewegung, mit ihrem zähen Ringen um die Seele des deutschen Volkes, mit ihrer ungeheuren Anstrengung, sich selbst zu behaupten gegen den Terror marxistischer Hetzer. In diesem gigantischen Kampfe Schildträger Adolf Hitlers gewesen zu sein, das ist das Verdienst der „Oberländer", die als militärische Vorkämpfer des Nationalsozialismus unter den Freikorps eine Sonderstellung einnahmen.

Zum größten Teil rekrutierte sich dieses Freikorps aus Bayern, kernigen, wetterfesten Männern. Entstanden ist es aus einem Kreis, welcher der nationalsozialistischen Bewegung vorzügliche Kräfte gestellt hat: der Münchener Thulegesellschaft. Diese Vereinigung war aus dem 1912 gegründeten Germanenorden hervorgegangen und hatte den Kampf gegen alles Undeutsche, Internationale, vor allem gegen das Judentum auf ihre Fahnen geschrieben. Sie widmete sich besonders der arisch-germanischen Rassenpropaganda und warnte vor dem jüdischen Einfluß in den Regierungskreisen während des Krieges, um den Niedergang des deutschen Volkes aufzuhalten. Doch die Warnungen verhallten ungehört, und der Zusammenbruch kam.

In Bayern wurde bereits am 7. November 1918 von dem Unabhängigen Sozialdemokraten Kurt Eisner, einem galizischen Juden, der in Wirklichkeit Kosmanowski hieß, und dem Sozialdemokraten Auer die Republik ausgerufen und ein provisorischer Nationalrat gebildet, in dem alsbald die Juden Toller, Levien und Axelrod, letzterer als Beauftragter der russischen Sowjets, das Wort führten und eifrig am Werk waren, mit bolschewistischer Propaganda die Menge aufzuhetzen.

Den Bestrebungen der Thulegesellschaft, die nach außen als Kampfbund in Erscheinung trat, kam bei diesen Zuständen eine erhöhte Bedeutung zu. Sie nahm einen großen Aufschwung, indem die meisten Vereinigungen zu ihr stießen, die irgendeine völkische Frage vertraten, wie die „Alldeutschen" unter der Führung des vorwärtstreibenden Verlagsbuchhändlers Lehmann, die Mitglieder des von Theodor Fritsch gegründeten „Hammerbundes" und der „Deutsche Schulverein". Als in der Folge die Radikalisierung der Massen immer weitere Fortschritte machte, die Straßenkämpfe und Demonstrationen zur traurigen Regelmäßigkeit wurden, wuchs sich der Kampfbund der Thule zu einer Keimzelle nationalen Widerstandes und völkischer Selbstbesinnung aus. Hier fanden sich beherzte Männer zusammen, die mit Wort und Tat gegen die herrschenden Machthaber ankämpften und deren weltanschauliche und ideologische Hintergründe aufhellten. So gehörten hierzu Gottfried Feder, dann der einstige Rechtsstudent und jetzige Reichsjuristenführer Hans Frank, der damals schon seinen Kampf gegen das verjudete römische Recht begann. Häufige Gäste in der Thulegesellschaft aber waren der deutsche Freiheitsdichter Dietrich Eckart und Alfred Rosenberg, die nicht ermüdeten, durch zündende Ansprachen, Zeitungsartikel und Flugblätter dem Volke immer wieder zu zeigen, daß der Jude der wahre Feind des Volkes ist.

In München war derweilen nach der Ermordung Eisners der Mob völlig an die Ober-

fläche gespült worden. Am 7. April wurde die Räterepublik ausgerufen. Die „rechtmäßige Regierung" mit den Ministern Hoffmann und Schneppenhorst flüchtete nach Bamberg, die „Rote Armee" war in der Aufstellung begriffen. In diesen Tagen der roten Schreckensherrschaft, ausgeübt durch die russischen Juden Levien, Axelrod, Leviné-Niessen und den in Deutschland geborenen Juden Toller, entwickelte sich der Kampfbund der Thule zu einer politischen Organisation, die auf den Sturz des Räteregiments hinarbeitete. Flugblätter wurden verteilt, verläßliche Mitkämpfer geworben und Waffen auf Schleichwegen in die Stadt geschmuggelt.

Oberleutnant Heinz Kurz befaßte sich mit der Werbung für das Freikorps des Obersten v. Epp, der in Ohrdruf einen Selbstschutz organisierte. Ein Unternehmen, das jedoch bald sehr schwierig wurde, weil der nach Bamberg geflüchtete „Kriegsminister" der Hoffmann-Regierung, Schneppenhorst, die Anwerbung unter Androhung hoher Gefängnisstrafen verboten hatte. Schneppenhorst versuchte, sich damit bei den Räten anzubiedern, die ihm persönlich und weltanschaulich näherstanden, als der vom Marxismus so bitter gehaßte Soldat vaterländischer Prägung. Bei Bamberg richtete dieser „Kriegsminister" sogar eine Grenzkontrolle ein, von der die Freiwilligen abgefangen und zurückgeschickt wurden. Sie sammelten sich wieder in München. Hieraus entstand die Gefahr, daß die Roten auf die große Anzahl von Menschen, die sich bei der Thulegesellschaft einfanden, aufmerksam wurden und die Pläne der Thule durchkreuzten. Man beschloß daher, diese Männer außerhalb Münchens, und zwar bei den Bauern in Eching, unterzubringen. Dort sollten sie bereitstehen und vorläufig die Gegend vor bolschewistischem Gesindel schützen. Das Kommando übernahm Hauptmann Beppo Römer. Die Bewaffnung erfolgte, indem man den Rotgardisten die Gewehre abkaufte, die dann zwei Studenten, Witzgall und Stecher, unter Lebensgefahr nach Eching brachten.

Bald sollte es zum Einsatz dieser Freiwilligenschar kommen. Im April 1919 machte die Hoffmann-Regierung den Versuch, sich mit eigenen Kräften der Isarstadt zu bemächtigen. Das Unternehmen mißlang jedoch, weil die Hoffmann-Truppen, schlecht geführt und nicht genügend diszipliniert, zu lasch vorgingen und sich bei Dachau, einem Vorort Münchens, in einen Hinterhalt locken ließen. Die Roten hatten den Bamberger Kolonnen nämlich freien Rückzug zugesagt, schossen aber unter Bruch dieses Versprechens auf Befehl des Juden Toller mit Maschinengewehren plötzlich in die Abziehenden hinein. Das darauf entstandene Gefecht hätte für die Hoffmann-Truppen einen fürchterlichen Ausgang nehmen müssen, wäre zuvor nicht jene Freischar aus der Echinger Gegend herbeigeeilt. Mit einem Schnellfeuergeschütz brachte sie das Feuer der Roten zum Schweigen und deckte auf diese Weise den Rückzug der Bamberger.

Jetzt mochten Hoffmann und Schneppenhorst eingesehen haben, daß ihre eigenen Kräfte nicht ausreichten, um den Widerstand der Bolschewisten zu brechen. Sie erteilten daher der Thulegesellschaft offiziell die Genehmigung zur Aufstellung von Freikorps. Das war am 19. April 1919. Gleich darauf wurde das fränkische Städtchen Eichstädt zum Sammelpunkt der neuen Formation bestimmt. In den folgenden Tagen strömten Arbeiter, Bauern, Studenten — kurz, Männer aus allen Volksschichten dorthin. Ein Freikorps entstand, dessen Kern die Trupps aus der Echinger Gegend bildeten. Die meisten hatten während des Weltkrieges im deutschen Alpenkorps gekämpft. Drum nahmen sie als Abzeichen das „Edelweiß" und nannten sich: „Oberland!"

Zur selben Zeit herrschte in dem Hotel „Vier Jahreszeiten" in München eine fieberhafte Tätigkeit. In den Räumen der Thulegesellschaft war das Hauptquartier der rätegegnerischen Organisation. Kuriere kamen und gingen, Freiwillige wurden angenommen. In jeder kommunistischen Sektion saßen Leute des Kampfbundes als Schreiber und Schriftführer und sammelten Erkundigungen. Durch den von Leutnant Kraus eingerichteten Nachrichtendienst erfuhr man von den beabsichtigten Aktionen der roten Armee und konnte mehr als einmal solche unterbinden. Alle so eingegangenen Berichte wurden an die in Nordbayern stehenden Freikorps weitergegeben. Die Überbringer sowohl wie die Neuangeworbenen reisten, da die Räte die Abreise aller Männer über 16 Jahren zu verhindern suchten, mit Freifahrtscheinen, die der Leutnant Rudolf Heß ausgab, als Münchener Eisenbahnbeamte. Zur gleichen Zeit sandten die Juden ihre Häscher nach

den antisemitischen Verschwörern aus. Sieben Mitglieder der Thulegesellschaft wurden verhaftet, als Geiseln zurückbehalten und später erschossen. Nur mit Mühe gelang es Dietrich Eckart, zu entkommen. Rudolf Heß war erst am Tage vorher zum Freikorps Regensburg abgegangen.

Inzwischen hatte sich der Ring der Freikorps um München geschlossen. Das Chaos in der hungernden Stadt war auf den Höhepunkt gelangt und der Mord an den Thulegeiseln die letzte Schreckenstat der Roten. Am 1. Mai begann unter heftigen Kämpfen die Besetzung Münchens. Das Freikorps Oberland drang unter der Führung des Majors v. Bekh zwischen der Garde-Kavallerie-Schützendivision und dem Freikorps Epp vom Maximilianeum her ein. Schrittweise nur konnten die Befreier vorwärtskommen, denn aus allen Gebäuden und von allen Dächern herab wurde ein wütendes Feuer auf sie eröffnet; selbst Frauen nahmen am Kampf teil. Einzelne Häuser mußten von den erbitterten Truppen gestürmt werden. Am nächsten Tage setzte nochmals ein hartnäckiges Gefecht im Bahnhofsviertel ein, an dem die Oberländer beteiligt waren. Dann flaute der Kampf ab. München war von der Blutherrschaft des Räteregiments befreit.

Ein Jahr später hatten sich auch über der Ruhr die bolschewistischen Wetterwolken wieder zusammengezogen. Seit der Novemberrevolte hatte das Gebiet keine Ruhe gehabt. Zwei schwere Aufstände waren bereits im Frühjahr 1919 unter zahlreichen Opfern mühsam niedergeschlagen. Vergeblich hatte der Kommandierende General in Münster, Frhr. v. Watter, auf ein scharfes Durchgreifen gegenüber den Unruhestiftern gedrängt und eine umfassende Entwaffnungsaktion gefordert. Die Regierung aber konnte sich nicht dazu entschließen, sie glaubte, mit vorsichtigem Verhandeln die Massen beruhigen zu können. Sie sah nicht, daß sie damit nur Öl ins Feuer goß, denn die Kommune wußte die Zeit zu nützen. Planmäßig wurden Lebensmittelunruhen inszeniert, Wochenmärkte gestürmt, Geschäfte geplündert, Gefängnisse geöffnet.

In diesen Hexenkessel platzte am 13. März 1920 wie eine Bombe der Aufruf zum Generalstreik, den die sozialdemokratischen Mitglieder der Reichsregierung gelegentlich des Kapp-Putsches vor ihrer Flucht aus Berlin erlassen hatten. Der Kommune und den in ihrem Fahrwasser segelnden Unabhängigen Sozialdemokraten war nun der willkommene Anlaß gegeben, die „Diktatur des Proletariats" nach russischem Muster zu errichten. Es nützte nichts, daß am 16. März ein Widerruf der Generalstreikparole erfolgte; es war längst zu spät. Überall im Revier schlugen die Flammen des marxistischen Aufruhrs hoch.

Zu den Truppen, die zur Niederringung des Aufstandes herangezogen wurden, gehörte auch das Freikorps Oberland, das hier als erstes Bataillon der Bayerischen Schützenbrigade unter Führung des Obersten v. Epp kämpfte. Die Oberländer, die die Räteherrschaft aus eigener Anschauung bereits kannten, wußten nur zu gut, was auf dem Spiele stand, als sie in den letzten Märztagen in der Nähe von Hamm ausgeladen wurden. Auf der Fahrt waren sie der von Stuttgart nach Berlin zurückkehrenden Regierung Ebert begegnet. Die eindeutiger Zurufe, welche dieser aus den Soldatenabteilen entgegenschallten, waren alles andere als begeisterte Huldigungen gewesen.

Bei Pelkum hatten sich die Roten in Schützengräben eingenistet, von denen aus sie gegen Hamm vorstießen. Der Angriff auf Pelkum, den man auf Befehl des Obersten v. Epp am 1. April 1920 unter gleichzeitiger Umzingelung von Norden und Süden ausführte, wurde durch einen Panzerwagen und zwei Flieger unterstützt. Die in den Waldungen versteckten Marxisten ließen sich verleiten, auf die Flieger ein wütendes Schnellfeuer zu eröffnen und verrieten dadurch ihren Standort. Jetzt war es der Artillerie möglich, auf das besetzte Gehölz zu schießen und den Roten erhebliche Verluste beizubringen. Um die Mittagszeit entwickelten sich die Kompanien gegen die Bahnlinie. Es kam zu einem sehr heftigen Gefecht, in dem die Oberländer schließlich die roten Truppen aus dem Walde südlich des Hofes Brink verdrängten und sich über das freie Gelände an den Friedhof heranarbeiten konnten.

Das Panzerauto wäre hier beinahe in die Hände der Bolschewisten gefallen. Beim Vorgehen auf einem sandigen Wege kam es zum Stehen und konnte nicht weiterkommen. Ein

Zufallstreffer durch die Schießscharte tötete den Soldaten, der das vordere Maschinengewehr bediente. Der Wagen stand hilflos da. Schon stürmten 12 bis 15 Kommunisten jubelnd heran, um sich der sicheren Beute zu bemächtigen, da gelang es im letzten Augenblick dem Fahrer, den Wagen in Gang zu setzen und zu wenden, so daß das hintere Maschinengewehr in Tätigkeit treten konnte. Nun war es um die Angreifer geschehen. Kaum 50 Meter vom Auto entfernt, wurden sie von dem Maschinengewehr niedergemäht.

Doch am Kirchhof, der mit seinen Hügeln und Grabsteinen vorzüglich zur Verteidigung geeignet war, kam es wieder zu schwerem Kampf. Hunderte von Aufrührern saßen hier und wehrten sich hartnäckig. Aber auch die Oberländer kämpften mit der größten Erbitterung, besonders, nachdem der bei ihnen zu Recht beliebte Hauptmann Spatz aus München gefallen war. Indes, abends gegen 5 Uhr war das Gefecht mit der Einnahme des Friedhofs entschieden. Die flüchtenden Roten gerieten jetzt in die wirksam werdende Umfassung und wurden beinahe restlos vernichtet.

Wie stark Moskau an dem Aufstand beteiligt war und aus welchen Kreisen sich zum Teil die roten Truppen rekrutierten, konnte an Hand der Papiere festgestellt werden, die man bei den Toten vorfand. Unter zwanzig gefallenen Rotgardisten befanden sich allein sechzehn russischer Nationalität, und die übrigen waren vier bekannte Verbrecher, die sehr erhebliche Vorstrafen hinter sich hatten. Bei nicht wenigen wurden geraubte Gegenstände und große Geldsummen festgestellt.



Am 9. Mai 1921 rief das Freikorps Oberland seine Getreuen zu neuen Kampfhandlungen auf. Diesmal war der Schauplatz Oberschlesien. Zum drittenmal seit der Beendigung des Weltkrieges war ein Aufstand ausgebrochen, um dieses an Bodenschätzen und einer blühenden Industrie reiche Land endgültig von Deutschland abzutrennen. Zuvor hatte, auf Verlangen der Siegerstaaten (Versailler Diktat), am 21. März 1921 eine Volksabstimmung stattgefunden, bei der 60 Prozent des oberschlesischen Volkes ihre Treue zum Reich bekannten. Eine Willenskundgebung, deren praktisches Wirksamwerden der Führer der polnischen Insurgenten, Wojciech Korfanty, im Verein mit der in Oberschlesien regierenden Interalliierten Kommission unter dem französischen General Le Rond dadurch zu vereiteln suchte, daß er seine bis ins kleinste organisierte Aufständischenarmee mobilisierte, um Oberschlesien bis zur Oder zu besetzen und damit die Welt vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Ende April bereits fielen die ersten Horden über das verzweifelte Land her, sengend und mordend, alles vernichtend, was nicht auf ihre Fahne schwor. Das oberschlesische Deutschtum sollte ausgebrannt werden bis auf den letzten Keim.

Als die Kunde von diesen Vorgängen nach Bayern kam, schwankte die Leitung der Treuschar Oberland nicht einen Augenblick, den vergewaltigten deutschen Brüdern zur Hilfe zu kommen. Ungeachtet aller politischen Schwierigkeiten, allen Anfeindungen und Verboten der Regierung zum Trotz! Wieder warben die Oberländer Freiwillige. Und der Zustrom, vor allem an noch sehr jungen deutschen Männern, war nicht gering.

Die bayerische Stammformation, geführt von Major Horodam und seinem Stabschef Hauptmann Beppo Römer — der später leider versagte, als er sich mit der Politik zu befassen begann — mußte sich auf Schleichwegen gen Osten durchschlagen, da die weichliche und jedem Kampfe abholde Reichsregierung das Unternehmen zu sabotieren suchte. Doch als die Frühlingssonne des 11. Mai 1921 über den Waldhöhen Oberschlesiens zur Neige ging, marschierten in das Städtchen Neustadt die ersten Trupps der Oberländer ein. Im Gleichschritt dröhnten über das Pflaster die verhältnismäßig gut ausgerüsteten Kolonnen, in deren Gefolge sich sogar Ärzte und die hilfreiche Krankenschwester Pia befanden. Noch in der Nacht wurden eilig hergestellte Anschläge in der weiteren Umgebung verbreitet, die zur Verteidigung des Landes, zum Eintritt in das Freikorps und vor allem zur Beschaffung von Waffen aufforderten.

In kurzer Frist konnte die Truppe durch Neueinstellungen auf die Stärke von drei Bataillonen gebracht werden. Das I. Bataillon, nach dem tapferen Gotenkönig „Teja" genannt, führte Hauptmann Oesterreicher, das II. Bataillon unterstand Hauptmann Ritter v. Finsterlin, während Hauptmann Siebringhaus an die Spitze des III. Bataillons trat. Zum I. Bataillon gehörte die Kompanie v. Diebitsch mit dem sechzig Mann starken Tiroler-

zug unter Oberleutnant Drexler, einem Innsbrucker Korpsstudenten.

Die Bewaffnung der Neueingestellten war zunächst völlig unzureichend. Nicht jeder Freiwillige besaß eine Schußwaffe. Oft mußten Messer und Knüppel als Ersatz dienen. Maschinengewehre, leichte Minenwerfer oder gar Geschütze fehlten zunächst gänzlich. Man hat sie sich später von den Aufständischen geholt. Eine einheitliche Uniform gab es nicht; alte, zerschlissene Felduniformen sah man mit oberbayerischer Tracht und städtischen Zivilanzügen vermischt. Über mancher Brust schimmerte ein buntes Studentenband. Die Patronen waren in den Taschen verstaut, die Handgranaten hingen am Riemen oder an starken Bindfäden um den Leib. Als Gepäck wurde das Notwendigste im Rucksack, oft sogar in einem Pappkarton mitgeführt. Das gemeinsame Erkennungszeichen aber blieb das Edelweiß am Kragen. — So buntscheckig und unmilitärisch der äußere Anblick dieser Truppe nun auch sein mochte, so einheitlich war der Freikorpsgeist, der sie beseelte: uneigennützige Vaterlandsliebe und der ungestüme Drang, deutsches Land von Terror und Invasion zu befreien.

Dazu war es höchste Zeit geworden, denn die Insurgenten schickten sich bereits an, über die Oder zu gehen und den westlich des Flusses gelegenen Teil des Abstimmungsgebietes mit ihren Horden zu überschwemmen. Der Weg nach Mittelschlesien und Breslau hätte ihnen dann offengestanden. Aber die Freikorps und mit ihnen Oberland hielten vorläufig noch auf dem rechten Oderufer bei Ratibor und Krappitz die Wacht, allerdings schwer bedrängt von der anbrandenden Flut der Aufständischen.

Erst allmählich konnte die deutsche Linie verstärkt werden, nachdem sich der Selbstschutz unter Generalleutnant Hoefer, der selbst gebürtiger Oberschlesier war, gebildet hatte. Ihm wurden sämtliche Freikorps unterstellt. General v. Hülsen befehligte den südlichen Abschnitt. Zunächst glaubte General Hoefer, angesichts des zahlenmäßig und technisch weit überlegenen Gegners und der ständigen Einmischungsversuche der Interalliierten Kommission, unter deren Augen die Aufstellung des Selbstschutzes erfolgen mußte, auf Offensivhandlungen verzichten zu müssen. Als jedoch das immer stärkere Andrängen der Insurgenten die Verteidigung der Oderlinie taktisch unmöglich zu machen schien, gab er dem Generalleutnant von Hülsen die Genehmigung, einen Entlastungsvorstoß von Krappitz aus nach Osten durchzuführen. Das Freikorps Oberland und die ihm zugeteilte Sturmabteilung Heinz waren zum Gegenstoß gegen die unaufhörlichen Vorstöße der Insurgenten vorgesehen.

In der Nacht vom 20. zum 21. Mai erfolgte um 1 Uhr die Bereitstellung zum Angriff. Alte Frontsoldaten, die oft diese Stunde erlebt, standen neben blutjungen Freiwilligen, die nie eine Kugel pfeifen gehört hatten. Alle wußten, daß die kommenden Stunden hart sein würden, denn der Feind verfügte massenhaft über Geschütze und schwere Maschinengewehre. Punkt 2.30 Uhr stürmten die Stoßtrupps des I. Oberland-Bataillons unter Hauptmann Oesterreicher gegen Strebinow, die des II. unter Hauptmann v. Finsterlin und des III. Bataillons unter Hauptmann Siebringhaus gegen die Kalköfen von Gogolin und die Sturmabteilung Heinz, bei der Albert Leo Schlageter als Kompanieführer stand, gegen die Sprentschützer Höhen vor. Heftiges Feuer empfing sie und die nachfolgenden Schützenlinien. Trotzdem wurde nach 15 Minuten das Dorf Strebinow, dessen Verteidigung Franzosen leiteten, genommen. Kurze Zeit danach erreichte das Bataillon Oesterreicher die Höhe 209 und das Dorf Sakrau. Auch die beiden anderen Bataillone erlangten nach verhältnismäßig kurzer Zeit die festgesetzten Angriffsziele. Die feindliche Feuerüberlegenheit wurde durch den ungeheuren Elan der braven Bayern wettgemacht, die im Nahkampf mit Kolben und Messern berserkerhaft auf die Insurgenten einschlugen. Doch gegen die gewonnene Linie setzte bald ein starker Gegenstoß des Feindes vom Annaberg herunter ein. Aber in dem ruhigen Feuer der Oberländer brachen die ersten Wellen zusammen, der Rest flutete in wilder Unordnung zurück.

Diese Schlappe des Gegners wurde von den Deutschen sofort ausgenutzt. Beharrlich in ihrem Angriffsgeist, stießen sie in unaufhaltsamem Lauf bis an den Fuß des Annaberges vor. Die Orte Jeschona und Dombrowka wurden vom I. Oberland-Bataillon gestürmt, das II. Bataillon ging auf Oleschka vor, während Dallnie von der tapferen Sturmkompanie von Eicken genommen wurde, die sich dem Angriff freiwillig angeschlossen hatte. Niederellguth und Ober-

ellguth besetzten das Bataillon Siebringhaus und die Abteilung Heinz, die nun bereits die Westspitze des Annaberges umfaßt hatte. Damit war die befohlene Linie erreicht.

Die Truppen jedoch drängten vorwärts. Vor ihnen lag der Schlüsselpunkt der gegnerischen Stellung, der förmlich zu einer Festung ausgebaute Annaberg. In einer Höhe von 400 Metern erhebt sich dieses Wahrzeichen Oberschlesiens aus der Oderniederung. Seine Spitze krönt ein Kloster, dessen Türme weit ins Land schauen. Der Besitz dieses Berges, der dem Feind ein ähnliches Symbol bedeutete wie den Franzosen im Weltkriege die Lorettohöhe, hatte mehr als nur militärische Bedeutung.

Major Horodam und sein Stabschef Römer entschlossen sich deshalb am 21. Mai 1921 ohne Wissen der höheren Führung zu dem tollkühnen Wagnis, den Berg zu nehmen. Der erste Schritt hierzu war die Einnahme des zäh verteidigten Oleschka, vor dem das Bataillon Finsterlin lag. Ob die Höhe 310 am Walde von Wyssoka, durch den das Bataillon Oesterreicher zum Angriff auf den Annaberg angesetzt werden sollte, vom Feinde besetzt war, wußte man nicht. Kavallerie zur Erkundung stand nicht zur Verfügung. Es blieb darum nur übrig, daß Major Horodam die Patrouille mit seinem Stabe selber ritt. Vier Reiter nur waren es, die ihn bei seinem rasenden Galopp auf die Höhe begleiteten, und doch gelang es, die letzten Posten des Feindes zu vertreiben. Offiziere und Mannschaften konnten nun zwei Feldgeschütze, die bei Sakrau erobert worden waren, den steilen Berghang emporwuchten, um den Gegner mit vernichtendem Feuer alsbald im Rücken zu fassen. Eine seitlich aufgefahrene Batterie der Insurgenten mußte schleunigst das Feld räumen. Wenn man jetzt noch das Dorf Oleschka eroberte, dann waren die Haupthindernisse für die Erstürmung des Annaberges beseitigt. Nur von acht Männern begleitet, unterzog sich Hauptmann v. Finsterlin dieser Aufgabe und griff den Feind plötzlich in der Flanke an. Die überraschten Insurgenten glaubten sich einer stärkeren Abteilung gegenüber und gaben Oleschka auf.

So waren die letzten Vorbereitungen getroffen. Um 11 Uhr begann der Sturm auf Oberschlesiens heiligen Berg. Glutheiße Strahlen sandte die Sonne auf das sommerlich brütende Land. Zwischen den Bäumen des riesigen Wyssoka-Forstes flimmerte die Luft, die bald erfüllt war vom Bersten der Zweige, vom Knacken des Unterholzes, vom Dröhnen der Schüsse des gegen den Annaberg hervorbrechenden Bataillons Oesterreicher. Auch von Norden und Westen her brandete Kampfeslärm auf. Die Kompanie von Eicken und die Sturmabteilung Heinz rückten aus diesen Richtungen vor. Verzweifelt wehrte sich der Gegner. Doch immer wieder brachen die Deutschen vor. Meter um Meter, weder den Tod noch Strapazen scheuend, gewannen sie Boden, kämpften mit verbissener Wut, bis sie die Bergkuppe erreicht hatten und der Gegner in wilder Flucht die Stellung verließ. Um 12.10 Uhr erschallten Hurras vom Annaberg. Und über dem Kloster ging die schwarzweißrote Fahne hoch.

So war eine geradezu ungeheure militärische Leistung vollbracht worden. Noch nicht 1000 Mann hatten eine vielfache, bis an die Zähne bewaffnete Übermacht aus ihrer glänzend befestigten Feldschanze vertrieben, ohne selbst über mehr denn einige Maschinengewehre und zwei eroberte Feldgeschütze zu verfügen. Dabei hatten die Aufständischen über tausend Tote. Ein Beweis dafür, daß im Kampf um die Selbstbehauptung eines Volkes schließlich weder Zahl noch Bewaffnung entscheidend sind, sondern die Rasse und der Geist einer Truppe. „Wir sind wieder Wehr", sagte einer der tapferen Oberländer nach dem Sturm. In diesem schlichten Wort drückte sich der ganze Stolz des Freikorps aus, das dem deutschen Volk in einer Zeit tiefster Erniedrigung gezeigt hatte, wessen eine von Gemeinschaftsgeist und Opferfähigkeit getragene kleine Schar fähig war.

Den Verlust des Annaberges konnten die Insurgenten nicht leicht verschmerzen. Aufgestachelt und unterstützt von den Franzosen, wollten sie ihn mit allen Mitteln wieder nehmen. Am 23. Mai griff der Feind mit starken Kräften wiederum den Südabschnitt bei Leschitz an. Mit eiserner Ruhe ließen die Oberländer den Gegner so weit vorrücken, bis er seinen rechten Flügel entblößt hatte. Da stieß ihm das Bataillon Oesterreicher vernichtend in die Flanke. In kurzem Ansturm wurden Lichinia und Salesche genommen. Viele Tote und Gerät ließ der Feind zurück. Derweilen hatte das II. Bataillon vor Olschowa den härtesten Kampf zu bestehen.

Mit lautem Hurra brachen die Oberländer aus ihrer Stellung hervor. Als sie vor den Ortsrand gekommen waren, schlug ihnen ein vernichtender Geschoßhagel entgegen. Ein Kompanieführer, Leutnant Lüdemann, wurde durch einen schweren Armschuß zu Boden geworfen. Ungeachtet der Verwundung feuerte er seine Getreuen zum Standhalten gegen den überlegenen Gegner an: „Kameraden, haltet die Stellung!", beschwor er sie, bis ihn wieder eine Kugel traf. Mit letzter Kraft rief er seiner Kompanie nach: „Haltet dem Vaterland die Treue, wie ich sie gehalten habe bis zum Tode!" Dann schoß ein Blutstrom aus seinem Munde. Wenige Augenblicke später war er gestorben, gefallen, ein Held im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Kompanie aber und mit ihr das ganze II. Bataillon der Oberländer harrte auf ihrem Posten aus. Immer mehr schmolz sie zusammen. Da schwenkten die Aufständischen plötzlich schwarzweißrote Fähnchen und gaben zu verstehen, daß sie heimattreue Oberschlesier seien. Als die Oberländer sich ihnen näherten, empfing sie auf 50 Meter ein heftiges Maschinengewehrfeuer. Sie warfen sich nieder, aber sie wichen nicht. Nun faßte der Kommandeur seine letzten Männer zusammen, Schreiber, Fahrer wurden mit den Gewehren der Verwundeten ausgerüstet, und mit Handgranaten ging es dem Feinde entgegen. Nach zähem Nahkampfe standen 67 Mann des Bataillons Finsterlin am Ortsrand vom Olschowa als Sieger. Die Insurgenten stoben davon.

Noch aber hatten die Kämpfe ihr Ende nicht erreicht. Am 4. Juni fand der Sturm auf das Städtchen Slaventeitz statt. Wieder bluteten die Oberländer, selbstlos und treu bis zum letzten Mann. Die Geschütze waren in schweres Maschinengewehrfeuer geraten. Die gesamte Bedienung lag am Boden. Da bediente Leutnant Spahn sein Geschütz allein, ohne Unterlaß Schuß auf Schuß in die heranwogende feindliche Welle feuernd. Vor ihm lagen die Freiwilligen Thoma und Müller, die Stellung gegen eine Abteilung von 60 Insurgenten verteidigend, bis auch sie tödlich getroffen zusammenbrachen.

Auf Kalinow aber ging das Oberland-Bataillon Siebringhaus vor, einen siebzehnjährigen Fahnenträger in seinen Reihen. Bei dem verlustreichen Nahkampfe erhielt er Hals- und Brustschüsse zugleich. Als er niedersank und die Fahne seiner Hand entfiel, beugte sich der Bataillonskommandeur über ihn und hörte den Sterbenden die Worte sprechen: „Sagen Sie meinem Vater, daß sein Sohn gefallen ist, er hat die Fahne getragen und sie nicht aus der Hand gegeben, solange er lebte."

Nach dem 4. Juni flauten die Kämpfe ab. Das Freikorps Oberland wurde mit anderen Formationen aus Oberschlesien herausgezogen, nachdem zwischen Deutschland und Polen die Grenze festgelegt und von beiden Regierungen anerkannt worden war. 52 Oberländer haben in Oberschlesien die Liebe zu Volk und Reich mit dem Tode besiegelt. Blieb auch der letzte Erfolg – die Befreiung des ganzen Oberschlesien – versagt, so darf kein Zweifel darüber herrschen, daß ohne den mutigen Einsatz des Selbstschutzes und besonders der Oberländer, das einst von den Polen besetzte Gebiet für Deutschland verloren gewesen wäre.

Wieder zwei Jahre später (1923) finden wir Oberländer in der Abwehrfront an der Ruhr, da Frankreich dieses Gebiet mit eisernem Griff gepackt hatte. Mit der Ausplünderung der reichen Kohlenschätze sollte sogleich begonnen werden. Hier auf jede erdenkliche Art Widerstand zu leisten, war das Ziel der aktiven Ruhrkämpfer, darunter auch der Oberländer.

Einer der wichtigsten Transportwege für die Abfuhr der Kohle war der Rhein-Herne-Kanal. Um den Franzosen die Wegschaffung der im nördlichen Ruhrgebiet liegenden Kokslager unmöglich zu machen, hatte man in der Oberland-Abwehrzentrale beschlossen, den Kanal bei Henrichenburg zu sprengen. An dieser Stelle ist der Kanal in ein Betonbett gefaßt und kreuzt die unter ihm fließende Emscher. Die Sprengung war ein Wagnis, um so schwieriger und gefährlicher, als in dem nur wenig entfernt liegenden Ausflugslokal „Wartburg" ein feindliches Kommando lag, das die Strecke von Posten begehen ließ.

In der Nacht zum 7. April machte sich ein kleiner Trupp von vier Oberländern und zwei mit Sprengungen vertrauten Steigern auf den Weg. 100 Kilo Dynamit hatte man bei sich. 50 Kilo sollten davon unter dem die Emscher überbrückenden Gewölbe angesetzt und zwei andere Ladungen von je 25 Kilo auf dem Boden des

Kanalbettes zur Entzündung gebracht werden. Um den Sprengkegeln die größtmöglichste Wirkung zu geben, wollte man die auf der Emscher anzubringende Ladung mittels eines Floßes bis unter die Mitte des Kanalgewölbes vortreiben. Stundenlang plagte sich der Trupp in der steten Furcht, von den französischen Posten gefaßt zu werden. Doch als die Morgendämmerung heraufzog, war es geglückt, Floß und Ladung an die richtige Stelle zu bringen. Die Zündschnüre wurden in Brand gesetzt. Um 5.23 Uhr – es war mittlerweise hell geworden – zerriß eine gewaltige Detonation die Morgenstille. Die Wasser des Kanals stürzten tosend in die Emscher und überfluteten weithin das Gelände. Der Kanalspiegel begann zu sinken, die zahlreichen, mit geraubtem Koks beladenen Kähne verloren ihr Gleichgewicht und legten sich auf die Seite. Der Zweck war erreicht und für Monate war an dieser Stelle den gallischen Eindringlingen das Handwerk gelegt worden.

Als einer der Oberländer am Vormittag desselben Tages unter einer Menge von Neugierigen an die Stätte seines nächtlichen Wirkens pilgerte, sah er dort die Generalität der Ruhrarmee erregt gestikulierend beieinanderstehen. Einige Gesprächsfetzen fing er auf: „Ces salauds ..." (diese Schweinehunde), „Mais on les aura ..." (aber man wird sie kriegen). Man hat sie nicht erwischt, obwohl die Oberländer auch im weiteren Verlauf des Ruhrkrieges treu ihre Pflicht getan.

Die bisherige rein militärische Form des Freikorps Oberland konnte in der folgenden Zeit nicht aufrechterhalten werden. Begründet lag diese Tatsache vor allem darin, daß die Verhältnisse im Reich ein politisches Soldatentum und damit auch eine andere Form gebieterisch erheischten, die dem wesentlich erweiterten Aufgabenkreis dienlich war. Diese Notwendigkeit von Anbeginn erkannt zu haben, bleibt das Verdienst Dr. Friedrich Webers, der sich nach Abschluß der oberschlesischen Kämpfe in der Zentrale des Freikorps durchzusetzen begann. Weniger klar in seinem politischen Blick erwies sich Hauptmann Römer, der viel zu einer später erfolgten Spaltung der Oberländer beigetragen hat.

Ein Teil von ihnen befaßte sich schon lange mit nationalsozialistischem Gedankengut, darunter etwa vierzig der heimkehrenden Annabergstürmer, die auf Veranlassung ihres Kameraden Josef Lack im Juli 1921 an einer Münchener Versammlung der N.S.D.A.P. teilnahmen. Hierbei kam durch Vermittlung Dietrich Eckarts, der einer der treibenden Kräfte zur Gründung des Freikorps gewesen war, auch Josef Lack zu Wort. Er schilderte das schwere Ringen um die deutsche Erde im Osten und führte berechtigt Klage über die wirtschaftliche Not der Heimgekehrten, besonders der Verwundeten. Da war es für die Münchener Parteigenossen einfach selbstverständlich, daß sie sich der O.-S.-Kämpfer sofort annahmen. Diese traten noch am gleichen Abend der S.A. bei und gehörten seitdem zum Stamm des „Regiments München", das unter Führung des Oberleutnants Brückner stand. Die übrigen Oberländer blieben zunächst um Hauptmann Römer geschart. Es entstand auf diese Weise der Bund „Oberland", der bald unter manchen Erschütterungen über die Grenzen Bayerns hinauswuchs. Eine Klärung der politischen Gesamthaltung des Bundes in bezug auf den Nationalsozialismus aber zeigte sich erst an, als man sich im Februar 1923 unter dem Einfluß des neuen Führers, Dr. Friedrich Weber, entschloß, mit der S.A., dem Bund „Reichsflagge" und der Organisation „Niederbayern" (später „Unterland" genannt) zu einer „Arbeitsgemeinschaft der vaterländischen Kampfverbände" zusammenzutreten. Damit war die Grundlage für den „Deutschen Kampfbund" gegeben, der am 2. September 1923 gelegentlich des Deutschen Tages in Nürnberg von Adolf Hitler geschaffen und fortan geführt wurde.

Straffe militärische Schulung, Disziplin und Tapferkeit blieben auch künftig die hervorragenden Eigenschaften der Oberländer, die sie nicht zuletzt am 8. und 9. November 1923 bewiesen haben. Mögen nach diesen Ereignissen bei dem allenthalben einsetzenden Wirrwarr im völkischen Lager auch einige Teile des Bundes gegen den Willen ihres aufrechten Führers Dr. Weber, der mit Adolf Hitler die Festungshaft in Landsberg teilte, von der Bewegung abgesplittert sein, so bleibt im ganzen doch nur festzustellen, daß die Mehrzahl der Oberländer auch weiterhin zu den treuesten Gefolgsmännern des Führers zählte, fest im Fühlen, zäh im Wollen und kühn in der Tat für Deutschlands Wiederaufstieg.

Erich Rudolph:

Der Wille zum deutschen Buch

Im Willen zum deutschen Buch liegt nicht nur hohe Verpflichtung und Aufgabe der Führung unserer Nation eingeschlossen, sondern auch Wunsch und Forderung des einzelnen Volksgenossen. Diese Aufgaben und Wünsche zu unterstützen, ist, wie auf allen anderen Gebieten, auch auf dem des Schrifttums ehrenvolle und verantwortungsreiche Pflicht der Partei.

Wir traten nach der Machtergreifung auch hier ein bitteres Erbe an. Denn die Vertreter des novemberlichen Deutschland hatten, wiewohl sie sonst recht wenig zielbewußt vorgegangen waren, doch sehr gut erkannt, welch unentbehrliches Hilfsmittel das Buch im Kampf zur Verbreiterung von Anschauungen und Meinungen ist. In Ermangelung wahrhaft schöpferischer Gestaltungskraft überließen sie es einem art- und landfremden Literatentum, auf seine Weise Kulturpolitik zu treiben und beschränkten sich lediglich darauf, diesem zersetzenden Schrifttum in verderblich großzügiger Weise Raum zu weitester Verbreitung zu schaffen. Allenthalben fraß sich dieses Gift ein, durchdrang die öffentlichen Büchereien des Staates, der Länder und Gemeinden, eroberte sich Sortiment und Antiquariat, beherrschte gar bald die gesamte Presse, behauptete die Macht im Büchereiwesen der Vereine und Gewerkschaften und fand letzten Endes sogar kritiklose Aufnahme im Bücherschrank des einzelnen Volksgenossen.

Es war für den nationalsozialistischen Kämpfer erschütternd, wenn er sah und hörte, wie das deutsche Volk in seinen breitesten Schichten vom Geiste der Verneinung umnebelt wurde. Dadurch blieben selbst Menschen, denen man nach Erziehung und Ausbildung eigene Urteilskraft hätte zutrauen sollen, unfähig zur Kritik und Ablehnung dieses fremden Schrifttums. Beharrlich aber rang der artbewußte Mann, kämpfte die von ihrer hohen Aufgabe durchdrungene deutsche Frau mit den Mächten der Zerstörung und des Niederganges. Gläubig und vertrauend folgten sie dem Führer und erfochten Seite an Seite mit ihm den Sieg. Auch hier überwand der unbändige Wille einen tausendfach stärkeren Gegner.

Nun aber galt es nicht auszuruhen, sondern, der übernommenen Verantwortung bewußt, all das neuzugestalten, was in den vergangenen Jahren planmäßig zerschlagen worden war. Auch der letzte Volksgenosse mußte aus den geistigen Fesseln befreit werden, die Liberalismus und Marxismus um ihn geschmiedet hatten.

Die Partei erhielt so vom Führer die Aufgabe der weltanschaulichen Schulung und nahm mit bestem Erfolg den Kampf um Seele und Geist des deutschen Menschen auf. Sie lockerte den Boden, machte ihn aufnahmebereit für das deutsche Schrifttum und schuf damit die Vorbedingung zu seiner Verbreitung. Immer fordernder klang der Ruf nach dem deutschen Buch, und mit stolzer Freude sehen wir heute, wie die Beziehungen zwischen deutschem Mensch und deutschem Buch inniger werden.

Es wurden die Organisationen geschaffen, die zu einer zielbewußten Arbeit nun einmal unumgänglich notwendig sind. So entstand die Reichsschrifttumskammer und erfaßte im ständischen Aufbau alle mit dem Schrifttum verbundenen Personen und Einrichtungen. Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums trat in den Kreis der geistig Schaffenden und übernahm die ungeheure Verantwortung der Auslese und Verbreitung des Wertvollen, und aus dem Gestaltungswillen der Partei ging die Kommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums hervor, eine Einrichtung, die sich gebieterisch notwendig machte. Hatten sich doch die ewig Gestrigen umgestellt, um nun über den Nationalsozialismus zu schreiben, der ihnen zwar art- und wesensfremd geblieben war, dessen literarische Auswertung ihnen aber ein gutes Geschäft versprach.

Im Reichsschulungsamt der N.S.D.A.P. und D.A.F. wurde eine Stelle für Buchwesen und Schrifttum geschaffen, die sich der Büchereien der Partei und der Deutschen Arbeitsfront annimmt, sie neugestaltet und in gemeinsamer Arbeit mit der Abteilung Schrifttumspflege im Amte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der N.S.D.A.P. überprüft und aufbaut. Hier liegt im besonderen die Aufgabe der Partei. Die in der Riesenorganisation der Deutschen Arbeitsfront zusammengeschlossenen Schaffenden fordern von uns das deutsche Buch. Wir wollen und werden es ihnen geben, fördernd und auslesend, Hand in Hand mit den staatlichen Stellen. So wird ein deutsches Volksbüchereiwesen entstehen, das allen Volksgenossen ein arteigenes Schrifttum vermittelt.

Dr. Max Frauendorfer:

Idee und Gestalt der ständischen Neuordnung

Verlag Späth & Linde, Berlin, 1935. Einzelpreis 1,30 RM., ab 20 Stück 1,20 RM., ab 100 Stück 1,10 RM., ab 500 Stück 1,— RM.

Dr. Max Frauendorfer, der Leiter des Amtes für Ständischen Aufbau und Reichsschulungsleiter der N.S.D.A.P., behandelt hier ein Gebiet, dem heute das Interesse aller gilt, die in Partei oder Staat, Wirtschaft oder Wissenschaft, an der Verwirklichung einer neuen Sozialordnung beteiligt sind. In knapper und außerordentlich klarer Form werden hier alle einschlägigen Fragen beantwortet. Ausgehend von den großen weltanschaulichen Grundsätzen des Nationalsozialismus bringt der Verfasser eine überzeugende Wertung jener Entwicklung, die von den Ständen und Zünften der Vergangenheit über die Gewerkschaften zu den Organisationen der heutigen Sozialordnung geführt hat. Neben Reichsnährstand, Reichshandwerkskammer, Organisation der Gewerblichen Wirtschaft usw. sind insbesondere die ideellen Grundlagen und organisatorischen Formen der D.A.F. in ausführlicher und gemeinverständlicher Art dargestellt. Jeder Politische Leiter der N.S.D.A.P., jeder Beamte in Staat und Gemeinde und jeder Betriebsführer muß sich täglich mit den Fragen der sozialen Neuordnung beschäftigen. Für sie alle, insbesondere aber für jeden D.A.F.-Walter, ist die neue Schrift des Leiters des Amtes für Ständischen Aufbau die maßgebende Informationsquelle und das beste Schulungsmittel. Als Anhang beigefügt ist die Verordnung des Führers über die D.A.F. vom 24. Oktober 1934, die Vereinbarung zwischen D.A.F. und Organisation der Gewerblichen Wirtschaft vom 21. März 1935 (Leipziger Abkommen), der Erlaß des Führers vom 21. März 1935 zum Leipziger Abkommen sowie die Beitrittserklärung des Reichsverkehrsministers zum Leipziger Abkommen vom 22. Juli 1935.

Dr. Walter Groß:

Rassenpolitische Erziehung

Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin, 1934. 31 S., 0,80 RM.

Der Verfasser weist der rassenpolitischen Erziehung eine durchaus neue und wichtige Rolle zu, die er nicht mehr wie die liberalistische Anschauung in einer bloßen Vermittlung des Tatsachenstoffs findet. Er zeigt, warum der Nationalsozialismus in den Begriff der Erziehung alles das mit hineinbezieht, was geeignet ist, den einzelnen wie das Volk zu einer klaren Haltung diesen letztlich entscheidenden Fragen gegenüber zu bestimmen. Das Ziel der Erziehung ist dann als erreicht zu betrachten, wenn „die Nation wieder weiß, was Leben ist". Der Weg hierzu kann allein über das Wiedererwecken der gesunden und ursprünglichen Instinkte der Nation, über das Wiedereinfügen des Menschen in die natürliche Bindung der Natur führen. So bedeutet diese Schrift wegen der grundsätzlichen Erörterungen unserer rassenpolitischen Zielsetzungen eine einzige Kampfansage gegen die liberalen Bevölkerungspolitiker und ihre Methoden der Aufklärung, aber auch gegen die Eugeniker, die den Rassegedanken in seiner letzten Konsequenz umzubiegen versuchen.

A. Kühn, M. Staemmler, F. Burgdörfer:

Erbkunde – Rassenpflege – Bevölkerungspolitik

Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, 1935. XI, 298 S., Lw. 11,– RM.

Kühn gibt einen geschickten Abriß der Grundlagen der Vererbungslehre, dabei ausführlicher auf die Bedeutung der Erbanlagen und der Umwelteinflüsse eingehend, ohne durch Einzelheiten die Übersicht zu gefährden. M. Staemmler versucht bei der Erörterung vieler Einzelfragen aus dem Gebiet der Rassenpflege, das rassische Verantwortungsbewußtsein zu wecken. Auch das Sterilisationsgesetz und die wichtigsten Erbkrankheiten werden von Staemmler behandelt.

Im letzten Teil des Buches gelingt es Burgdörfer auf 100 Seiten eine alle Fragen der Bevölkerungspolitik ausführlich genug behandelnde Übersicht zu geben, die durch die straffe Zusammenfassung der wichtigsten Unterlagen eine nicht ermüdende Einführung gibt und auch die letzten Reformen berücksichtigt.

Graf Arthur Gobineau:

Die Ungleichheit der Menschenrassen

Verlag Kurt Wolff, Berlin, 1934, 756 S., geh. 8,– RM., Leinen 12,– RM.

Dieses, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst veröffentlichte Werk des großen Wegbereiters der Rasseidee verdient unbedingt eine Neuherausgabe, da auf ihm unsere ganze neue Auffassung von der Geschichte beruht. Wohl ist es in Einzelheiten überholt, trotzdem wirkt es, als wäre es eben erst geschrieben: überraschend klar und richtig gesehen, mit überzeugender Kraft dargestellt. So ist das Buch ein Werk nicht nur von historischer, sondern bleibender Bedeutung.

Mirko Jelusich:

Hannibal

F. A. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig, 1934. 238 S., Preis: Leinen 4,80 RM.

Diesem neuen Jelusich-Roman gebührt unter den bisherigen geschichtlich-künstlerischen Biographien des talentierten österreichischen Schriftstellers unbestreitbar der erste Rang. Mit Klugheit und Zurückhaltung hat der Verfasser hier jene Fehler vermieden, die ihm bei seinen früheren Werken gelegentlich zu seinem Schaden unterlaufen waren. Wir sehen vor uns die heldische Erobergestalt des großen Karthagers im übermenschlichen und zuletzt vergeblichen Kampf gegen Rom aufsteigen, jenes Rom, dessen Kräfte nach jeder Niederlage ins Ungemessene wuchsen, weil seine Bewohner fest in der Erde wurzelten, die sie zu verteidigen und mit der sie ihr Heiligstes zu verlieren hatten, aus der ihnen aber auf geheimnisvolle Weise immer neue Kräfte zuströmen sollten. Gegen diese unerschütterlichen Werte wagte es der heißblütige, von einer Idee erfüllte Afrikaner, nahezu zwei Jahrzehnte lang, anzurennen. Der zuversichtlich-unerschrockene Mut und die kluge, mit rascher Energie verbundene Besonnenheit, mit denen er immer wieder seine kühnen Pläne zur Durchführung brachte, sein zäher, ausdauernder Wille, der ein vielsprachiges und uneinheitliches Heer siegesgewohnt unter den seinen zwang, sicherten ihm aber schon zu Lebzeiten die Achtung der Edeldenkenden unter seinen Gegnern. Von Jelusichs lebendiger Darstellungskunst wieder heraufbeschworen, lassen diese beiden heldischen Eigenschaften ihm die Herzen aller entgegenschlagen, deren Sinn heute aufgeschlossen ist für die schicksalhafte und tragische Größe einer kühnen Feldherrngestalt, auch wenn unser Verstand in diesem Ringen zwischen Asien und Europa auf der Seite der Sieger steht.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Karl und Widukind"

S. Abel und B. Simson:

„Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen"

2 Bde. 1883–88.

Einhard:

„Das Leben Karls des Großen",

deutsche Übersetzung in: „Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit." 2. Gesamtausgabe, Bd. 16, 1920

P. Clemen:

„Die Portraitdarstellungen Karls des Großen"

Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 11/12, 1889/90

K. Th. Strasser:

„Sachsen und Angelsachsen"

Hanseatische Verlagsanstalt. Preis 9,– RM.

M. Lintzel:

„Untersuchungen zur Geschichte der alten Sachsen" I–X

Sachsen und Anhalt, 1927–1934

Auflage der Oktoberfolge: 1 125 000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. Fernr. A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Zweigniederlassung Berlin SW 68.



Die Zeitung der braunen Armee

Gleich den braunen Kämpfern selbst ist auch ihr guter Kamerad „Der SA-Mann“ unermüdlicher Schildhalter der nationalsozialistischen Revolution

Das Schwarze Korps

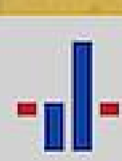
Organ der Reichsführung SS

Bewundert und gefürchtet, zwang „Das Schwarze Korps“ im ersten Ansturm Hunderttausende in seinen Bann: die volkstümliche politische Wochenzeitung!

„Die H.J.“

Das Kampfblatt der Hitler-Jugend

Am Lagerfeuer und auf dem Marsch, an Heimabenden und bei frohem Spiel: überall macht „Die H.J.“ mit. Denn aus ihr spricht Jugend zu Jugend!



Umschlagzeichnung von Rudolf Grundemann

Dr. Walter Groß:

Rassenpolitische Erziehung

Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin, 1934. 31 S., 0,80 RM.

…ehung
…nicht
…bloßen
…warum
…ehung
…einzel-
…letzt-
…Das
…chten,
…Der
…n der
…über
…Bin-
…wegen
…tischen
…libe-
…n der
…e den
…biegen

…Be-

…8 S.,

…blagen
…Be-
…ein-
…u ge-
…ierung
…pflege,
…Auch
…krank-

…dörfer
…ungs-
…t zu
…wich-
…g gibt

…en-

…geh.

…ts zu-
…s der
…e, da
…chichte
…otzdem
…über-
…gender
…t nur

Mirko Jelusich:

Hannibal

F. A. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig, 1934. 238 S., Preis: Leinen 4,80 RM.

Diesem neuen Jelusich-Roman gebührt unter den bisherigen geschichtlich-künstlerischen Biographien des talentierten österreichischen Schriftstellers unbestreitbar der erste Rang. Mit Klugheit und Zurückhaltung hat der Verfasser hier jene Fehler vermieden, die ihm bei seinen früheren Werken gelegentlich zu seinem Schaden unterlaufen waren. Wir sehen vor uns die heldische Erorderergestalt des großen Karthagers im übermenschlichen und zuletzt vergeblichen Kampf gegen Rom aufsteigen, jenes Rom, dessen Kräfte nach jeder Niederlage ins Ungemessene wuchsen, weil seine Bewohner fest in der Erde wurzelten, die sie zu verteidigen und mit der sie ihr Heiligstes zu verlieren hatten, aus der ihnen aber auf geheimnisvolle Weise immer neue Kräfte zuströmen sollten. Gegen diese unerschütterlichen Werte wagte es der heißblütige, von einer Idee erfüllte Afrikaner, nahezu zwei Jahrzehnte lang, anzurennen. Der zuversichtlich-unerschrockene Mut und die kluge, mit rascher Energie verbundene Besonnenheit, mit denen er immer wieder seine kühnen Pläne zur Durchführung brachte, sein zäher, ausdauernder Wille, der ein vielsprachiges und uneinheitliches Heer siegesgewohnt unter den seinen zwang, sicherten ihm aber schon zu Lebzeiten die Achtung der Edeldenkenden unter seinen Gegnern. Von Jelusichs lebendiger Darstellungskunst wieder heraufbeschworen, lassen diese beiden heldischen Eigenschaften ihm die Herzen aller entgegenschlagen, deren Sinn heute aufgeschlossen ist für die schicksalhafte und tragische Größe einer kühnen Feldherrngestalt, auch wenn unser Verstand in diesem Ringen zwischen Asien und Europa auf der Seite der Sieger steht.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Karl und Widukind"

S. Abel und B. Simson:

„Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen"
2 Bde. 1883–88.

Einhard:

„Das Leben Karls des Großen", deutsche Übersetzung in: „Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit." 2. Gesamtausgabe, Bd. 16, 1920

P. Clemen:

„Die Portraitdarstellungen Karls des Großen"
Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 11/12, 1889/90

K. Th. Strasser:

„Sachsen und Angelsachsen"
Hanseatische Verlagsanstalt. Preis 9,– RM.

M. Lintzel:

„Untersuchungen zur Geschichte der alten Sachsen" I–X
Sachsen und Anhalt, 1927–1934

…125 000

…igung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. Fernr. A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Zweigniederlassung Berlin SW 68.